

Heinrich Friedrich Link

**Bemerkungen auf einer Reise
durch Frankreich, Spanien und
vorzüglich Portugal,
1797-1801**

Dirk Friedrich (Hg.):
Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien
und vorzüglich Portugal, 1797-1801
von Heinrich Friedrich Link

ISBN 978-3-9542-1-017-6

(Taschenbuch)

3. Auflage, 2020

Verlag: minifanal

www.minifanal.de

© Dirk Friedrich

Dorfstr. 57a, 53125 Bonn

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: minifanal

Covermotiv:

A new map of the kingdom of Portugal divided into its provinces, London,
1801. Von John Carry.

(Quelle: Biblioteca Nacional de Portugal, cota cc-1685-a)

Inhalt

H.F. Link und seine Reise durch Portugal.....	7
---	---

Erster Teil

Vorrede	13
I. Calais – Gegend von Calais bis Paris.....	16
II. Paris. Stimmung der Gemüther nach dem 18. Fructidor. Vergleichung mit London.....	22
III. Von Paris über Orleans, Limoges bis an die Ufer der Dordogne.....	36
IV. Von den Ufern der Dordogne bis an die Ufer der Garonne.....	43
V. Die Gascogne. Die Pyrenäen.....	49
VI. Orthez. Bayonne. Eintritt in Spanien.....	56
VII. Bizkaia.....	62
VIII. Alt-Kastilien.....	66
IX. Madrid.....	73
X. Neu-Kastilien.....	83
XI. Extremadura.....	86
XII. Eintritt in Portugal. Elvas. Das portugiesische Militär.....	95
XIII. Von Elvas bis Estremoz. Arraiolos, Montemor-o-Novo.....	105
XIV. Heiden in der Provinz Alentejo. Über diese Provinz überhaupt.....	108
XV. Lissabon. Beschreibung der Stadt.....	117
XVI. Gegend um Lissabon.....	126
XVII. Klima von Lissabon. Nahrungsmittel daselbst.....	132
XVIII. Polizei in Lissabon. Schilderung der Portugiesen.....	140
XIX. Vergnügungen in Lissabon.....	149
XX. Öffentliche Anstalten in Lissabon.....	155
XXI. Ortschaften um Lissabon. Queluz, die königliche Residenz.....	163
XXII. Das Gebirge von Sintra.....	169
XXIII. Reise nach Setúbal, Alcácer do Sal, Grândola. Beschreibung der Serra da Arrábida. Setúbal.....	173

Zweiter Teil

I. Reise in die nördlichen Provinzen. Lissabon bis Caldas da Rainha.....	184
II. Von Caldas bis Coimbra über Alcobça, Batalha.....	189
III. Coimbra. Die Universität.....	198
IV. Gegend um Coimbra. Inês de Castro. Ökonomie.....	207
V. Aveiro. Porto.....	217
VI. Reise nach Braga. Die Provinz Entre Douro e Minho.....	225
VII. Reise nach Amarante. Der Marão. Peso da Régua. Über das portugiesische Volkslied.....	241
VIII. Weinbau in Portugal.....	247
IX. Reise zur Estrela. Beschreibung dieses Gebirges.....	257
X. Von der Estrela nach Lissabon zurück. Portugiesische Justiz.....	268
XI. Reise nach Algarvien. Weg durch die Provinz Alentejo. Das Gebirge von Monchique.....	278
XII. Das Cabo São Vicente. Lagos. Vila Nova. Loulé. Bereitung der Aloefäden.....	285
XIII. Faro. Bau der Feigenbäume. Tavira. Über Algarvien überhaupt. Vila Real. Geschichte der Fischerei daselbst.....	294
XIV. Rückreise aus Algarvien durch den Alentejo über Mértola, Serpa, Évora.....	304
Erster Anhang. Über die portugiesische Literatur und Sprache.....	311
Zweiter Anhang	333

Dritter Teil

Vorrede.....	335
--------------	-----

Erster Abschnitt: Die Provinz Trás-os-Montes

I. Montalegre, Chaves.....	340
II. Braganza und die umliegende Gegend.....	344
III. Vila Real. Peso de Régua. Das Campo de Vilarica.....	347
IV. Torre de Moncorvo. Der Eisenhammer von Chapa Cunha. Mogadouro.....	352

V. Braganza. Miranda. Freixo bis an die Grenzen von Beira.....	358
VI. Zweite Reise durch Trás-os-Montes. Bemerkungen über die ganze Provinz.....	361

Zweiter Abschnitt: Die Provinz Entre Douro e Minho

I. Zusätze zu den Nachrichten von der ersten Reise durch diese Provinz.....	366
II. Winterreise über die Serra de Marão, Guimarães und die Serra do Gerês.....	372
III. Dritte Reise durch den Minho. Vila do Conde. Barcelos. Der Lima. Viana.....	377
IV. Die Ufer des Flusses Minho. Rückkehr nach der Serra do Gerês.....	380

Dritter Abschnitt: Die Provinz Beira

I. Zusätze zur ersten Reise durch Beira.....	385
II. Winterreise nach Buçaco und der Estrela.....	389
III. Dritte Reise nach der Serra da Estrela über Almeida und Guarda.....	393
IV. Reise von der Serra da Estrela nach der Serra da Lousã.....	404
V. Die Gegend um den Ausfluss des Mondego.....	407
VI. Vierte Reise zur Serra da Estrela.....	411
VII. Castelo Branco. Übersicht der Provinz Beira.....	415

Vierter Abschnitt: Die Provinz Estremadura

I. Lissabon.....	418
II. Gegend um Lissabon. Klima.....	427
III. Polizei in Lissabon. Öffentliche Vergnügungen. Öffentliche Anstalten.....	436
IV. Ortschaften um Lissabon.....	453
V. Zusätze zur ersten Reise durch Estremadura.....	459
VI. Zweite Reise durch einen Teil von Estremadura nach dem Montejunto, nach Rio Maior, bis an den Zêzere.....	464
VII. Dritte Reise durch Estremadura von Lissabon nach Coimbra.....	468

Fünfter Abschnitt: Die Provinz Alentejo

I. Elvas. Einige Bemerkungen über die Justizverfassung von Portugal.....	473
II. Elvas. Das portugiesische Militär.....	483
III. Reisen im höheren Alentejo.....	490

Sechster Abschnitt: Das Königreich Algarvien

Zerstreute Bemerkungen über diese Provinz.....	497
--	-----

Siebter Abschnitt

Übersicht des ganzen Landes.....	503
----------------------------------	-----

H.F. Link und seine Reise durch Portugal

Heinrich Friedrich Link wurde am 2. Februar 1767 als Sohn eines evangelischen Pfarrers in Hildesheim geboren¹. Nach dem Ende seiner Schulzeit studierte er ab 1786 Medizin und Naturwissenschaften an der Universität Göttingen, wo er 1789 zum Doktor der Medizin promoviert wurde und in diesem Fachbereich eine Stelle als Privatdozent übernahm. 1792 wurde er Professor in Rostock. Dort war es, wo Link eine Einladung des Grafen von Hoffmannsegg erhielt, diesen auf einer botanischen Forschungsreise durch Portugal zu begleiten.

Der 1766 in Dresden geborene Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg hatte in Göttingen Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften und Sprachen studiert². Sein besonderes Interesse galt dabei der Botanik. Seine finanzielle Unabhängigkeit ermöglichte es Hoffmannsegg, sich ganz diesem Fachbereich zu widmen und verschiedene Reisen zur Erforschung von Flora und Fauna zu unternehmen. Nachdem er bereits 1795/96 eine kürzere Reise nach Portugal gemacht hatte, wollte er dorthin zurückkehren, um die Botanik des Landes ausführlicher erforschen zu können.

Link begleitete Hoffmannsegg also bei diesem Vorhaben, hatte dafür aber nur zwei Jahre Sonderurlaub erhalten, so dass er 1799 nach Deutschland zurückkehren musste, während Hoffmannsegg noch zwei weitere Jahre in Portugal blieb. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte Link im Jahr 1801 eine Beschreibung seiner Reise in zwei Teilen, in der er Erlebnisse, Eindrücke und Gegebenheiten aus Portugal abseits seiner botanischen For-

1 Zum Leben Links siehe besonders Friedhelm Butzin: Link, Heinrich Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie Band 14 (1985), S. 629. <http://www.deutsche-biographie.de/pnd104268190.html>

sowie Ernst Wunschmann: Link, Heinrich Friedrich, in: Allgemeine Deutsche Biographie 18 (1883), S. 714-720.

<http://www.deutsche-biographie.de/pnd104268190.html?anchor=adb>

2 Zum Leben Hoffmannseggs siehe besonders Ursula Göllner-Scheidung: Hoffmannsegg, Johann Centurius Graf von, in: Neue Deutsche Biographie Band 9 (1972), S. 440.

<http://www.deutsche-biographie.de/pnd116942630.html>

schungen erzählte. Ein dritter Teil folgte später (1804), in dem Link nach Rücksprache u.a. mit Hoffmannsegg und anderen Kennern Portugals Berichtigungen und Verbesserungen seiner Reisebeschreibung vornahm und anhand der persönlichen Aufzeichnungen Hoffmannseggs weitere Berichte aus und über Portugal niederschrieb.

Sein weiterer beruflicher Werdegang führte Link 1811 als Professor nach Breslau und 1815 als Professor der Botanik nach Berlin, wo unter seiner Leitung der botanische Garten zu einem der besten seiner Zeit wurde. Weitere botanische Forschungsreisen folgten ebenso wie eine Vielzahl weiterer Publikationen, in denen sich Link neben den Naturwissenschaften u.a. auch der Sprachwissenschaft, der Geologie, der Poesie und der Philosophie widmete. Seine Forschungstätigkeiten brachten ihm die Mitgliedschaft in fast allen wissenschaftlichen Akademien der Zeit ein³. Bis kurz vor seinem Tod am Neujahrstag des Jahres 1851 führte Link seine wissenschaftlichen Arbeiten fort.

In Portugal⁴ bestieg im Jahr 1750 José I. (1714-1777) den Thron und übertrug die Regierungsgewalt an Sebastião José de Carvalho e Melo, den späteren Marquês de Pombal⁵. Dieser weitete zunächst als Außenminister, wenig später dann als Premierminister seine Macht stetig aus und beherrschte das Land schließlich nach der Art eines aufgeklärten Despoten.

Der aus dem Kleinadel stammende Carvalho e Melo (1699-1782) setzte die Politik des sogenannten aufgeklärten Absolutismus der traditionellen, von Klerus und Adel dominierten Politik entgegen. Er entmachtete die alten Eliten, modernisierte zentrale Strukturen und öffnete das Land den

3 Eine genaue Auflistung von Links Publikationen und Mitgliedschaften findet sich bei Christine-Kai Pommer: Heinrich Friedrich Link. Die Reise eines Naturforschers und Mediziners nach Frankreich, Spanien und Portugal. Inauguraldissertation, Lübeck 2008.

[http://deposit.d-nb.de/cgi-bin/dokserv?](http://deposit.d-nb.de/cgi-bin/dokserv?idn=989990222&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=989990222.pdf)

[idn=989990222&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=989990222.pdf](http://deposit.d-nb.de/cgi-bin/dokserv?idn=989990222&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=989990222.pdf)

4 Zur Geschichte Portugals vgl. António Henrique de Oliveira Marques: Geschichte Portugals und des portugiesischen Weltreichs, Stuttgart 2001.

5 Carvalho e Melo ist heute im Allgemeinen unter dem Namen Marquês de Pombal bekannt. Diesen Titel hat er aber erst 1769 verliehen bekommen.

Ideen der Aufklärung, jedoch eingeschränkt durch theoretisch allumfassende staatliche Kontrollinstrumente wie willkürliche Justiz und Zensur.

Am 1. November 1755 wurde die portugiesische Hauptstadt Lissabon von einer damals unvorstellbaren Naturkatastrophe heimgesucht. Auf ein starkes Erdbeben, das den Boden der Stadt aufriss und zahllose Gebäude einstürzen ließ, folgte ein Tsunami, dessen Wassermassen zur weiteren Zerstörung der Stadt ebenso beitrugen wie die vielerorts ausgebrochenen Feuer, die teilweise tagelang brannten. Die Katastrophe forderte mehrere tausend Todesopfer und zerstörte mehr als drei Viertel der Stadt. Der Königspalast, die Oper, bedeutende Kirchen und Klöster und weitere Prachtbauten wurden ebenso völlig zerstört wie der größte Teil der Wohn- und Geschäftshäuser.

Mit der Katastrophe war die große Stunde von Carvalho e Melo gekommen. In Kürze organisierte er die Bergung der Leichen und die Bekämpfung der Feuer. Anschließend ließ er die Stadt vom Schutt befreien und beauftragte Architekten mit der Planung des Neubaus der zerstörten Gebiete. Das Stadtzentrum wurde nun schachbrettartig angelegt, in Blöcke mit geraden breiten Straßen aufgeteilt, und am Fluss wurde ein großer Platz (*Terreiro do Paço*) errichtet, der von den neuen Regierungsgebäuden und Wohnhäusern in einheitlichem Stil umgeben werden sollte. Lissabon wurde unter architektonischen Gesichtspunkten das Paradebeispiel einer Stadt der Aufklärung.

Dieses entschlossene und rasche Vorgehen angesichts der Katastrophe sicherte Carvalho e Melo noch stärker die Gunst des Königs und weitere Teile der Bevölkerung. Nur der Adel und die alten Eliten, besonders die bei Carvalho e Melo verhassten Jesuiten, konnten und wollten die Macht und die Reformen des Premierministers nicht akzeptieren. Eine Adelsverschwörung sollte schließlich den König beseitigen und dessen Tochter Maria (1734-1816) den Weg auf den Thron ebnen, die Carvalho e Melo und dessen moderner, antiklerikaler Politik ablehnend gegenüberstand. Doch das Attentat auf José I. scheiterte und der Premierminister nutzte die Situation und setzte zum entscheidenden Schlag gegen seine Widersacher an. Die vermeintlichen Führer der Verschwörung wurden hingerichtet, weitere Adlige verhaftet oder verbannt, ihre Titel und Güter vom Staat eingezogen.

Im Folgejahr wurde der Jesuitenorden in Portugal verboten, seine Mitglieder verfolgt und verbannt. Jetzt hatte der Premierminister vollends freie Hand. 1760 reformierte er den Polizeiapparat. 1761 wurde die Sklaverei in Portugal verboten und 1763 die Inquisition in ein königliches Gericht umgewandelt und somit ihrer Macht beraubt. Der afrikanischstämmige Teil der Bevölkerung, hauptsächlich ehemalige Sklaven und deren Nachkommen, wurde ebenso in die Gesellschaft zu integrieren begonnen wie die konvertierten Juden (Neuchristen). Weitere Reformen auf den Gebieten der Verwaltung, der Wirtschaft, der Finanzen, der Wissenschaften und des Militärs folgten.

Als König José 1777 starb, endete schließlich auch die Macht des Marquês de Pombal, wenngleich der Großteil seiner Reformen weiterhin Bestand hatte und teilweise gar weitergeführt wurde. Die 1734 geborene Tochter des verstorbenen Königs bestieg als Maria I. gemeinsam mit ihrem Mann Pedro III. (1717-1786) den Thron und regierte nach dessen Tod alleine weiter. Carvalho e Melo wurde verbannt, die verhafteten Adligen aus den Gefängnissen entlassen, die Hingerichteten rehabilitiert; die Jesuiten blieben unterdessen verboten. Als Maria aufgrund zunehmender Geisteschwäche regierungsunfähig wurde, übernahm 1792 ihr Sohn João (1767-1826) die Macht, ehe er nach dem Tod seiner Mutter auch offiziell als João VI. zum König ernannt wurde.

Außenpolitisch waren die Jahre nach 1789 von den Folgen der französischen Revolution geprägt. Dabei geriet Portugal schon bald in dauerhafte Feindschaft zu Frankreich. 1793 wurden portugiesische Schiffe zum Ziel französischer Freibeuter. Im selben Jahr wurde der französische König Ludwig XVI. (1754-1793) hingerichtet und Portugal beteiligte sich an der Seite Spaniens, Englands und einiger deutscher und italienischer Staaten an einem bewaffneten Konflikt gegen Frankreich. Nach dem separaten spanisch-französischen Frieden von 1795 stand Portugal dann jedoch weitgehend alleine gegen das übermächtige Frankreich, lediglich die Verbindung zu England garantierte dem kleinen Land am Rand der Iberischen Halbinsel einen geringen Schutz. 1801 schließlich erklärten Frankreich und Spanien Portugal den Krieg. Spanische Verbände drangen in den Alentejo ein und schlugen die portugiesischen Truppen innerhalb weniger Tage. Portugal

musste daraufhin die Stadt Olivença an Spanien abtreten, hohe Reparationen zahlen und seine Häfen für englische Kriegsschiffe schließen. Die Situation des Landes war also wenig vorteilhaft; auf der einen Seite die drohenden Mächte Frankreich und Spanien, denen Portugal militärisch unterlegen war, und ihre Forderung, Portugal solle sich gegen England stellen. Auf der anderen Seite England, mit dem Portugal wirtschaftlich eng verbunden und auf dessen militärischen Beistand es angewiesen war, wollte es seinen Gegnern in Europa nicht völlig wehrlos gegenüberstehen. Gleichzeitig war England aber nicht in der Lage, Portugal auf dem Kontinent ausreichend zu schützen, als Seemacht garantierte es jedoch das Fortbestehen der portugiesischen Kolonien und drohte, sich Brasilien anzueignen, sollte Portugal den spanisch-französischen Forderungen nachgeben.

Inmitten dieser Ereignisse kam Heinrich Friedrich Link 1797 durch Frankreich und Spanien in das Land. Portugal hatte zu dieser Zeit ca. 3 Millionen Einwohner, wovon um die 180 000 in der Hauptstadt Lissabon lebten. Zweitgrößte Stadt des Landes war Porto (1787: über 40 000 Einwohner), das Zentrum des Nordens, das in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine wirtschaftliche Blütezeit erlebte. Insgesamt befand sich das Land in einer Phase wirtschaftlichen Aufschwungs und positiver Handelsbilanzen. Der Brasilienhandel brachte dem Reich lukrative Einnahmen und machte besonders Lissabon und Porto zu zentralen Punkten des internationalen Handels. Hierbei konnten die portugiesischen Händler im Vergleich zu früheren Zeiten eine gewichtigere Rolle gegenüber den bis dahin vorherrschenden ausländischen Kaufleuten einnehmen. Olivenöl und Wein (besonders aus dem Norden) waren die international gefragtesten portugiesischen Produkte. Um 1800 wurden durchschnittlich fast 44 500 Fässer Wein pro Jahr exportiert. Hauptabnehmer war England, das für portugiesischen Wein im Methuen-Vertrag von 1703 eine Zollreduzierung garantiert hatte. Im Gegenzug hatte Portugal die unbeschränkte Einfuhr englischer Wolle und Stoffe genehmigt. Als Folge derartiger Verträge, die neben wirtschaftlichen oft auch militärisch-politische Abmachungen beinhalteten, erhielt und verfestigte sich das traditionelle (im Prinzip seit den 1370er Jahren bestehende) portugiesisch-englische Bündnis und brachte dem Land einerseits Sicherheit, andererseits Abhängigkeit.

Das vorliegende Buch enthält alle drei Teile der Reisebeschreibung Links. Diese wurden aus der altdeutschen Schrift übertragen und bezüglich Rechtschreibung und Zeichensetzung den heutigen Regeln angepasst. In wenigen Fällen wurden veraltete Wörter durch heute gebräuchliche ersetzt, um den Lesefluss und die Verständlichkeit des Textes zu verbessern. Am Satzbau wurden jedoch keine Veränderungen vorgenommen, so dass der Schreibstil Links erhalten blieb. Fremdsprachige Wörter und (Orts-) Namen wurden ebenfalls der heute üblichen Schreibweise angepasst, im Textfluss verwendete derartige Wörter konform der deutschen Rechtschreibung bei Bedarf großgeschrieben. Zusätzlich wurde der Text mit erklärenden Fußnoten versehen. Während die von Link gemachten Anmerkungen mit einem Stern (*) gekennzeichnet sind, wurden die in der vorliegenden Ausgabe hinzugekommenen Fußnoten mit Nummern ^(1,2,3) markiert.

Erster Teil

Vorrede

Der Herr Graf von Hoffmannsegg, ein sehr eifriger und tätiger Beförderer der Naturkunde, worin er selbst große Kenntnisse besitzt, wünschte einen Begleiter auf seiner Reise nach Portugal zu haben, der in der Botanik und Mineralogie nicht ganz unerfahren sei. Ich hatte das Glück, von ihm dazu gewählt zu werden. Wir gingen im Sommer 1797 von Hamburg zu Schiffe. Anhaltend widrige Winde nötigten uns, unter Kummer in England die Anker zu werfen; wir verließen dort das Schiff und begaben uns zu Lande nach Dover. Von hier setzten wir unsere Reise durch Frankreich und Spanien nach Portugal fort, um das letztere Land genauer zu durchreisen, wozu wir den größten Teil des Jahres 1798 verwandten. Meine Geschäfte nötigten mich, Portugal im Jahr 1799 zu verlassen: ich begab mich in einem Paketboot nach Falmouth und reiste von dort durch England über London und Yarmouth nach Hamburg zurück. Der Herr Graf ist noch jetzt in Portugal, wo er fortfährt, mit einer unermüdeten Tätigkeit die Naturmerkwürdigkeiten dieses Landes zu untersuchen.

Dieses war die Veranlassung zu einer Reise, deren Endzweck darin bestand, zu einer Fauna und Flora von Portugal die nötigen Sammlungen zu machen. Ich hoffe, dass der Herr Graf von Hoffmannsegg, in Verbindung mit dem Herrn Professor Hellwig¹ zu Braunschweig, diesem vortrefflichen Entomologen, nicht ermangeln wird, die Fauna dem Publikum so bald als möglich vorzulegen. Zu einer Flora verfertigten wir schon im Land selbst das Manuskript, welches jetzt durch die Bemühungen des Grafen immerfort Beiträge erhält; auch zeichnet er alle bisher unbekanntes Pflanzen auf eine Art, welche seine genauen botanischen Kenntnisse und seine großen Talente in der Kunst beweist. Von einer Reisebeschreibung war nie die Rede. Wir beschäftigten uns mit der Naturkunde, besonders der Botanik dieses Landes, mit einer Tätigkeit und einem Enthusiasmus, wovon sich nur

1 Johann Christian Ludwig Hellwig (1743-1831) war ein deutscher Mathematiker und Naturwissenschaftler. Außerhalb der Mathematik forschte er besonders auf dem Gebiet der Mineralogie und der Insektenkunde.

die Liebhaber dieser reizenden Wissenschaft einen Begriff machen können. Als ich zurückkam, las ich alle Reisebeschreibungen durch Portugal, welche ich nur erhalten konnte. Ich fand, dass unter allen diesen Reisenden keiner soviel von diesem Land gesehen hatte als wir; ich fand ferner bei den meisten eine große Unwissenheit in der Sprache, eine Menge falscher und solcher Nachrichten, welche nur auf die Einwohner der Hauptstadt passen, aber fälschlich auf das ganze Land ausgedehnt waren. Ich fand nur Klagen über die faulen, bigotten und räuberischen Portugiesen; ich sah mit Unwillen, dass niemand die entzückenden Täler im Minho beschrieben hatte, wo die Kultur mit der englischen wetteifert; dass niemand die Toleranz des gemeinen Volkes lobte (ich rede nicht von den Geistlichen, die überall, wo eine Regierung sie unterstützt, sich gleichen), wovon ich viele Beispiele wusste; dass niemand die Sicherheit in einem Lande rühmte, wo ich auf botanischen Spaziergängen in unbekanntem Gegenden mich an den Weg warf und von der Hitze ermüdet oft sorglos einschlafen konnte. Ich ergriff die Feder zur Verteidigung meiner Portugiesen; ich wollte den Charakter der Einwohner, ihre Lebensart, ihren Ackerbau, den ich wegen meiner Beschäftigungen genau kannte, unparteiisch schildern und unvermerkt wurde aus einer Apologie eine Reisebeschreibung. Es waren oft Vergleichen mit Spanien anzustellen; ich fügte eine kurze Nachricht von unserer Reise durch Spanien hinzu. Frankreich erregt zu sehr das allgemeine Interesse, als dass ich einige Bemerkungen, besonders über Provinzen, welche jetzt selten bereist werden, hätte verschweigen sollen.

Aus diesem Gesichtspunkt wird ein billiger Leser diese Reisebeschreibung ansehen müssen. Über Frankreich und Spanien theile ich nur flüchtige Bemerkungen mit, theils weil diese Länder schon ziemlich genau beschrieben sind, theils weil wir uns dort nicht so lange aufhielten als in Portugal. Auch wird mancher Leser mehr statistische Nachrichten von diesem letzten Land verlangen, als ich gegeben habe. Über die Verfassung habe ich einige Bemerkungen eingestreut, weniger als ich wirklich hatte, um die Leser nicht zu ermüden, da ich über Verfassung, Literatur und Sprache eine besondere Abhandlung schreiben wollte, zu der ich jetzt vielleicht nicht Muße genug haben werde. Die Volksmenge habe ich nicht bestimmter angeben können, als geschehen ist. Genauere Nachrichten über den Handel der Portugiesen,

besonders nach den Kolonien, erforderten mehr Zeit, als ich darauf zu verwenden hatte. Allein ich liefere dem Leser eine getreueren und genaueren Darstellung von dem Zustand des Landes überhaupt, als er in irgendeiner der bisher bekanntgemachten Beschreibungen finden wird.

In der Darstellung habe ich soviel als möglich alles Schwerfällige zu vermeiden gesucht, wenn ich auch dadurch in den Verdacht kommen sollte, weniger gründlich zu sein. Ich besitze nicht das Talent mancher Schriftsteller, Bemerkungen, die leicht gemacht waren, durch einen weitläufigen, schwerfälligen, dunklen Stil als schwer und wichtig vorzutragen. Ich liebe mehr, leicht hinzuwerfen, was lange Zeit zur Beobachtung erforderte.

Die Karte, welche ich der Deutlichkeit wegen beigefügt habe, ist im Ganzen nach der neuen Karte von Mannert² kopiert worden, doch habe ich die Karte von Spanien und Portugal, besichtigt auf der Seeberger Sternwarte, dabei benutzt. Es ist schade, dass auf der Letzteren die Namen der Ortschaften sehr fehlerhaft sind. Allein ich habe einige ansehnliche Veränderungen angebracht; man wird besonders die Gegend um Setúbal und die Estrela ganz verändert finden, welche überall äußerst fehlerhaft vorgestellt wird; anderer kleiner Verbesserungen nicht zu gedenken³. Doch ist noch vieles zu verbessern übrig, wozu uns aber im Land Zeit und Gelegenheit fehlten.

H. F. Link

2 Conrad Mannert (1756-1834) war ein deutscher Historiker und Geograph.

3 Zum besseren Verständnis wurde dieser Ausgabe zudem eine Portugal-Karte aus dem Jahr 1839 beigefügt.

I.

Calais – Gegend von Calais bis Paris

Wir begaben uns im September 1797 auf einem Paketboot von Dover nach Calais. Einig unbestimmte, zwar dem Anscheine nach übertriebene Nachrichten von der Revolution am 18. Fructidor¹, welche die Gestalt der Sachen sehr veränderte, hatten uns doch einige Furcht vor der Regierung der damals sehr mächtigen Republik eingeflößt. Als wir in Dover waren, reiste Lord Malmesbury² durch diese Stadt nach London zurück und zugleich verschwand alle Hoffnung zum Frieden. Doch war die Gemeinschaft zwischen Frankreich und England noch nicht aufgehoben. Ein dänisches Paketboot, Kapitän Schonstedt, und ein preußisches kleineres gingen zu bestimmten Zeiten zwischen Dover und Calais und hatten meistens eine ansehnliche Menge Reisender an Bord. Das Landen in der freien Republik war nicht gar angenehm. Eine Windstille hinderte uns, mit der Flut in den Hafen zu kommen; wir waren also gezwungen, in einem Boote, welches von Calais kam, ans Land zu gehen. Das Boot stieß einige mal auf den Grund und nur mit vieler Mühe kamen wir, der starken Ebbe wegen, ans Land. Hier mussten wir, ungeachtet der Morgen kalt und regnerisch war, beinahe eine Stunde am Ufer unter freiem Himmel stehen, ehe wir weiter gehen durften. Endlich erschien ein Mitglied der Munizipalität³ mit einem Sekretär, hieß uns auf die Mole steigen, nahm die Angekommenen in Augenschein und führte uns, in Begleitung eines Soldaten, der eine sehr abgetragene Uniform trug, in die Stadt. Vor dem Tore mussten wir in einem Haus unsere Namen aufschreiben, in einem anderen wurden wir durchsucht, ob wir Briefe bei uns führten, doch auf eine gelinde nicht unhöfliche Art, und zuletzt in die Stadt vor die Munizipalität gebracht. Der preußische Pass war nicht in der Regel: Es fehlte die Beschreibung der Personen und

1 Zwölfter Monat des Kalenders der französischen Revolution, der 18. Fructidor war der 4. September 1797.

2 James Harris, Baron von Malmesbury (1746-1820) war ein britischer Diplomat. 1797 führte er Friedensverhandlungen mit der französischen Regierung.

3 Gemeindeverwaltung.

ein Bedienter⁴ hatte keinen besonderen Pass; es wurde uns also aufgegeben, so lange in Calais zu bleiben, bis wir einen anderen von dem preußischen Minister zu Paris erhalten hätten. Der Wirt, der bis an den Strand gekommen war um Gäste aufzufangen, musste versprechen, für uns einzustehen und so ließ man uns ganz höflich gehen, wohin wir wollten. Man hat auch hier die Gewohnheit, verdächtigen Personen eine Wache zu geben, das heißt einen Menschen, der sie überall begleitet und mit dem sie frei gehen, auch Besuche machen können, der aber dafür täglich bezahlt werden muss. Verschiedene Amerikaner waren damals in diesem Falle.

Unstreitig ist die Art, wie die Fremden bei ihrer Ankunft in England behandelt werden, regelmäßiger und besser ausgedacht. Der Schiffskapitän darf den Fremden nicht von dem Schiff lassen, ehe er nicht seine Pässe dem Zollamt abgeliefert und die Erlaubnis dazu erhalten hat. Diese Einrichtung ist strenger: ein Fremder läuft Gefahr, sogleich zurückgeschickt zu werden, da er, wenn er sich erst am Lande befindet, leichter Mittel und Wege finden kann, eine Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Reise zu erschleichen. Aber er ist auf der anderen Seite nicht in Gefahr, eine kostbare Wache lange Zeit bezahlen zu müssen oder gar ins Gefängnis geschleppt zu werden; es wird ihm auf alle Fälle der unangenehme Auftritt erspart, gleichsam als ein Gefangener in einer Begleitung von Pöbel in die Stadt zu kommen. Der Major in der englischen Seestadt, wo man landet, hat Pässe vom Herzoge von Portland unterschrieben in Vorrat, die er Fremden, wenn er kein Bedenken findet, sogleich erteilen kann und nun reist dieser ohne allen Verzug weiter. Dieses ist offenbar gelinder als das französische Verfahren, wo eine Kleinigkeit, die im Passe fehlt, den Ankömmling mehrere Wochen in der Seestadt zurückhält. Wenn man endlich in England gehörig bezahlt, so wird nichts durchsucht.

Calais ist eine kleine, aber regelmäßig gebaute Stadt mit einem sehr großen, schönen, öffentlichen Platze. Die Gassen sind gut gepflastert, aber ohne Fußbänke⁵, wie man sie doch in der kleinsten englischen Stadt findet, indessen ziemlich reinlich. Überall ist die Stadt, eine kleine Stelle gegen den

4 Link spricht von Dienstpersonal als Bedienten. Der Bediente war also der Dienstleister, nicht der Empfänger.

5 Gemeint sind Gehsteige.

Hafen zu ausgenommen, mit einem Graben und einem Wall umgeben, der zugleich zum Spaziergange dient, aber nicht sehr reinlich ist. Gegen Nord-west, dicht an der Stadt in einer kleinen Entfernung vom Meere, befindet sich die Zitadelle⁶; eine Viertelstunde von Calais am Weg nach Paris das unbedeutende *Fort Nieulet*; und am Ufer hin findet man hier und da Batterien aufgeworfen. Der Hafen wird durch ein kleines Flüsschen gebildet, ist sehr klein und so seicht, dass die Schiffe zur Zeit der Ebbe beinahe auf dem Trocknen liegen. Er fängt dicht vor dem Tor an, hat dort einen schönen massiven Kai, der in zwei lange hölzerne Mole endigt, die sich weit in die See erstrecken. Ein anderes kleines Fort deckt ihn an der Ostseite. Die Küste ist hier, vorzüglich gegen Dünkirchen zu, mit häufigen Sandbänken bedeckt und kann Schiffen, die vor dem Kanal kreuzen, zuweilen gefährlich werden. An der Südseite der Stadt liegt eine hübsche Vorstadt (*Basse-Ville*), neben ihr befindet sich ein gegrabener Kanal, welcher von hier zum Fluss Aa geht und dadurch Calais mit St. Omer und Gravelines verbindet.

Man sieht einige ansehnliche Häuser in Calais. Das vortreffliche Wirtshaus des Herrn Ducroq gehört selbst unter diese Anzahl. Zum Spaziergang hatte man sonst einen öffentlichen Garten in der Vorstadt; aber nach der Revolution konnte der Pöbel nicht abgehalten werden, Leute von Stande bleiben dafür weg; der Eigentümer fand also seine Rechnung nicht mehr dabei und legte eine Branntwein-Brennerei auf dem Platz an. Dieses ist die kurze Geschichte der meisten ähnlichen Einrichtungen in den Provinzen seit der Revolution. Jetzt ist der Wall und die Mole allein zum Spaziergange übrig. Einem Engländer muss die Unreinlichkeit an beiden Orten sogleich auffallen und die Vorurteile bestätigen, mit denen er über das Meer geht. Es ist auch ein kleines Schauspiel zu Calais, welches häufig besucht wird.

Die Stadt lebte vorzüglich von dem Verkehre mit England; es lässt sich also schon vermuten, wie zufrieden man mit dem Zustande der Dinge war. Nach dem 18. Fructidor erwarteten viele eine terroristische Regierung; allein der größte Teil hoffte das Gegenteil, weil es nicht möglich sei, dass ein solcher Zustand wiederkommen könne, ein Zustand, zu dessen Schilderung selbst eifrige Republikaner kein Bild finden konnten, das fähig gewesen wäre, einen genug starken Eindruck zu machen. Calais hat sich

6 Stadtfestung.

während der Revolution musterhaft betragen; nur ein unbedeutender Auf-
lauf ereignete sich dort und ein anderer, von fremden Truppen erregt,
wurde durch die Bürger selbst gestillt. Die Guillotine wütete dort nicht.
Kurz, das kleine Calais war zu jener Zeit glücklich, das heißt, weniger un-
glücklich. Wir sahen noch zu Calais das Leichenbegängnis des verstorbenen
Generals Hoche⁷. Die Besatzung zog in die Hauptkirche, der Kommissar
des Direktoriums hielt eine Rede von der Kanzel und eine Trauermusik
endigte das Schauspiel. Unter den Zuschauern befanden sich viele Männer,
aber nicht ein Frauenzimmer von Stande; und zwar bloß aus der Ursache,
weil sie keine Stellen haben, die sie von den gemeinen Weibern und Mägden
unterschieden. Man rümpft also überall, auch in Republiken, die Nase.

Die Gegend von Calais ist äußerst flach. Die Fläche verbreitet sich
gegen Osten unabsehlich weit; gegen Westen fangen eine Meile von der
Stadt die Kreidehügel an, welche den Kreidehügeln der englischen Küste
entgegengesetzt sind und, sonderbar genug, auch gerade da anheben, wo
gegenüber Englands östliche Küste sich gegen Süden wendet. Das Ufer der
See ist mit hohen Sanddünen eingefasst; hier und da findet man beträcht-
liche Haufen von abgerollten Steinen, auch in einiger Entfernung vom
Meere, ähnlich dem bekannten heiligen Damme⁸ bei Doberan in Meck-
lenburg. Aber alles dieses ist doch nicht mit der ungeheuren Menge von
Geschieben⁹ zu vergleichen, die sich beinahe gegenüber in der Gegend von
Romney und Hythe weit ins Land erstrecken und allerdings ein merkwür-
diges Phänomen für den Geologen sind. Da die Breite des Kanals hier nur
sieben *Lienes*¹⁰ beträgt, so sieht man die Berge von Dover schon bei dunk-
lem Wetter, bei hellem aber sehr deutlich; unter ihnen zeichnet sich Shakes-
peare's cliff mit seinem weißen Abhange über der See vorzüglich aus; auch
Dover Castle ist ohne Mühe zu erkennen. Der Anblick auf eine Meerenge,

7 Louis-Lazare Hoche (1768-1797) war ein französischer General. Sein Todestag
war der 18. oder 19. September.

8 Heiligendamm.

9 Geschiebe ist Gesteinsmaterial, das von einem Gletscher transportiert wurde.

10 Die französische *Liene* (dt. Leuge) als Längenmaß entsprach je nach Klassifizie-
rung zwischen 4 und 5 Kilometern. Die portugiesische *Léqua* (dt. Legoa), die
Link später verwendet, entspricht 4,828 Kilometern.

die so oft beschifft wird, ist zu manchen Zeiten, wenn der Wind plötzlich nach Osten oder Westen abgeht und eine Menge kreuzender Schiffe aus dem Kanal oder hinein führt, außerordentlich schön und wird gerade durch das gegenüberliegende Land erhöht. Die Ebene gegen Gravelines, St. Omer, ist sehr bebaut: man sieht zwar nicht viele Dörfer, aber desto mehr einzelne Häuser, mit einem kleinen Haine von hochstämmigen Bäumen eingeschlossen, mit Kornfeldern und Wiesen umgeben. Man erblickt hier Spuren einer flandrischen höheren Kultur, als man sie gewöhnlich in Frankreich findet.

In den Bergen südwestwärts von Calais steht verloren im Gebüsch eine Säule, die den Platz bezeichnet, wo Blanchard¹¹ sich mit dem Luftballon niederließ, als er über den Kanal von England nach Frankreich flog. Die Lage ist so versteckt, dass es schwer fällt, sie zu finden. Denkmäler, die sanfte, sehnsuchtsvolle Gefühle einflößen, mögen versteckt liegen, man mag unvermutet zu ihnen kommen; Denkmäler einer kühnen Tat müssen angekündigt werden. Am Fußgestelle der Säule findet man eine lateinische und französische Aufschrift, welche die Zeit der Überfahrt nach der Jahreszahl und der Regierung Ludwigs usw. nebst den Namen der beiden Luftschiffer angibt. Eine republikanische Hand hat alles zu vertilgen gesucht, was eine Bezug auf die vorige Regierung hat und dadurch das Denkmal auf eine kindische Weise entstellt. Warum entstellen republikanische Hände, was man doch noch immer lesen kann?

Der Weg von Calais nach Paris geht über Kreidehügel zuerst auf Boulogne-sur-Mer. Diese mittelmäßige Stadt besteht aus zwei Teilen: der obere kleinere liegt in einer Schlucht¹² des Kreideberges; der untere größere am Hafen, der durch die Liane¹³ gebildet wird, aber wie der Hafen von Calais nur für kleinere Schiffe brauchbar ist. Die Kaper¹⁴ von Boulogne sind in diesem Kriege sehr glücklich gewesen; und da der Ort in den Kriegen mit

11 Jean-Pierre Blanchard (1753-1809) überquerte am 7. Januar 1785 gemeinsam mit John Jeffries (1744-1819) den Ärmelkanal von Dover nach Calais mit einem Gasballon.

12 Schlucht bezeichnet ein Tal, eine Wasserspalte oder einen hohlen Weg.

13 Die Liane ist ein Fluss.

14 Kaperer, Freibeuter.

den Engländern vorzüglich von der Kaperei lebt, so ist er also ganz blühend geworden. Von Boulogne bis Montreuil setzen die Kreidehügel fort, welche die ganze Küste bis auf eine ansehnliche Entfernung verfolgen. Die Täler sind hier ziemlich waldig; vor Samer kommt man durch einen Wald, der vormals der Räubereien wegen berüchtigt war, jetzt aber es weniger ist, wahrscheinlich weil reiche reisende Engländer auf dieser Heerstraße fehlen. Montreuil liegt auf einem Hügel nicht unangenehm und ist eine geschlossene Stadt, mit einem Wall und einem Graben umgeben. Hinter Montreuil kommt man auf die große Ebene der Picardie, die sich von hier über Abbeville, Amiens, bis zum Flecken Breteuil erstreckt und nur wenige sanfte Hügel hat. Sie besteht eigentlich aus einem Kreideboden, wie man an verschiedenen Stellen deutlich bemerken kann; ist aber mit einer sehr ansehnlichen Schicht einer sehr fruchtbaren Erde bedeckt. Man sieht überall nur wenig Wald; hin und wieder sind die Wege mit Bäumen bepflanzt. Der Kornbau ist der wichtigste Gegenstand dieses fruchtbaren Landstriches.

Die Stadt Abbeville liegt hinter Hügeln verdeckt, auf denen man plötzlich eine überraschende Aussicht über diesen großen ausgedehnten Ort hat. Allein das Innere stimmt mit diesem Anblick nicht überein. Die Gassen sind eng, schlecht gepflastert, krumm, voll hoher Häuser und unreinlich. Es ist bekannt, dass diese Stadt vorzüglich von Tuch- und anderen Manufakturen lebt; sie hat aber auch, wie alle anderen Manufakturstädte, die Folgen der Revolution in einem hohen Grade erfahren; man wird überall von Bettlern umgeben, man sieht überall Spuren der Armut und des Elendes. Ich erinnere mich kaum einer Stadt in Frankreich, wo dieses so auffallend gewesen wäre, wie hier. Die Dörfer in der Gegend um Abbeville gegen Amiens zu, z.B. Ailly-le-Haut-Clocher, Flixecourt usw. bestehen zum Teil aus elenden Lehmhäusern, den traurigsten Hütten, die man sehen kann, wahrscheinlich noch schlechter als mecklenburgische und portugiesische Dorfhäuser.

Amiens liegt in einer völligen Ebene, die hier und da mit kleinen Wäldchen geschmückt und daher sehr angenehm ist. Man sieht die Stadt schon in der Ferne, mit ihren vielen hohen Türmen, unter denen sich die Kathedrale, ein großes auffallendes Gebäude, sehr auszeichnet. Die Gassen sind eng und winkelig, die Gebäude in altem Geschmack; doch

schien die Stadt lebhaft und munter und in einem besseren Stande als ihre Nachbarin Abbeville: vielleicht weil sie größtenteils von den Erzeugnissen des Bodens lebt. Die schöne Ebene, auf der die Wege mit Obstbäumen bepflanzt sind, dauert fort bis Breteuil, einem kleinen schlechten Flecken. Hinter diesem Orte erscheinen lange Hügelketten mit weiten Tälern; doch kommt man zwischen Saint-Just und Clermont über eine sandige Ebene. Bei Clermont, einer kleinen Stadt, die in einer angenehmen ziemlich waldigen Gegend liegt, erheben sich die Berge noch mehr und dauern bis Longueville. Sie bestehen aus einem weißen Kalkstein, den man noch zur Kreide rechnen kann. Von hier bis Chantilly ist die Gegend sehr reizend; man fährt beständig in einer schönen Allee von Ulmen; man kommt durch den ungeheuren Park, der wegen seiner Größe Erstaunen erregt, aber das Vergnügen durch seine Einförmigkeit schwächt. Das prächtige Schloss ist vor kurzem sehr wohlfeil an einen Privatmann verkauft worden. Der Weg bis Écouen, einem kleinen hübschen Flecken, läuft über Berge und Wälder. Diese waldige Gegend ist oft während der Revolution der Versammlungsplatz der Räuber gewesen, deren Zahl freilich das Gerücht zu Paris, wie gewöhnlich, zu groß angegeben hat und die der Regierung zufolge immer mit den Royalisten in Verbindung standen. Hinter Écouen kommt man über die letzte Reihe von Hügeln und tritt dann in das Tal von Saint-Denis und Paris herab.

II.

Paris. Stimmung der Gemüter nach dem 18. Fructidor.

Vergleichung mit London

Welch ein Anblick, wenn man von diesen Hügeln die Gegend übersieht, die sich nun den Augen entwickelt! Allenthalben zerstreute Landhäuser und Gärten, Flecken und kleine Städte, unter denen sich die ungeheure Stadt verliert, die auch zum Teil durch den Hügel von Montmartre verdeckt wird. Die Gegend wäre schon an sich schön, ohne die Kunst, welche die Reize erhöht. Muntere Hügel, mit Gebüsch und Wald bedeckt, durchschneiden die fruchtbare Ebene und zwischen ihnen windet

sich in vielen starken Krümmungen die Seine, als müsste sie länger in diesen Fluren verweilen.

Ein schöner Weg führt durch die hübsche Stadt Saint-Denis. Der hohe spitze Turm der Kirche, worin die Gräber der Könige sich befinden, ist in der ganzen Gegend umher sichtbar. Ehe man es vermutet, befindet man sich schon in Paris, in engen Gassen ohne Fußbänke, zwischen hohen zusammengedrängten Häusern, wo die Sonne an machen Orten nie den Boden bescheint. Man geht weit durch die Stadt und erblickt nur einen hässlichen Ort; man entdeckt von fern das *Pantheon*; man kommt in die elssässischen Felder, den Garten der Tuilerien¹, auf den Revolutions-Platz, das Marsfeld und man glaubt, den reizendsten Ort in der Welt zu sehen.

Ich kann und mag die Beschreibungen von Paris nicht mit einer neuen vermehren. Wir haben ein Journal, *London und Paris*², welches uns Deutsche sehr genau mit beiden Ortschaften bekannt macht und allen zu empfehlen ist, die diese ungeheuren Städte kennen möchten. Nur einige wenige Bemerkungen mögen hier ihren Platz finden.

Es war eine gute Ordnung damals zu Paris; man konnte bis tief in die Nacht ohne Furcht auf den Gassen gehen; Kavallerie-Posten und Patrouillen sicherten genug die Ruhe der Einwohner: aber es war eine große Unordnung in den Büros³. Wir wurden zur Munizipalität geführt, worunter das Haus gehörte, worin wir wohnten, um die Pässe nachsehen zu lassen. Nach langem Warten schickte man uns zum *Departement de la Seine et de l'Oise* auf dem Platz Vendôme, weil man nichts mit den Pässen der Fremden zu tun habe; allein das Departement wies uns zurück und nun wurden wir endlich richtig zum *Bureau central* geführt. Es lässt sich nicht leugnen, dass die Bedienten in den Büros sehr höflich sind; aber sie haben zu viele und zu wenig geordnete Geschäfte und scheinen selbst die Gesetze nicht zu wissen. Von den übrigen Bürgern lässt sich keine Kenntnis der Gesetze erwarten; sie machen sich größtenteils ein Vergnügen daraus, die Einrichtungen der Re-

1 Tuilerien oder *Palais des Tuileries* war das damaliges Stadtschloss in Paris. Es wurde 1871 während des Aufstands der Pariser Kommune zerstört.

2 Die Zeitschrift *London und Paris* erschien von 1798-1810, herausgegeben von Friedrich Justin Bertuch (1747-1822).

3 Gemeint sind die amtlichen Dienststellen.

publik nicht zu kennen, sie müssten denn eine Stelle oder irgendeinen Anteil an der Regierung haben. Auch kann man die Gesetze leicht übertreten. Wir fanden es selbst bald überflüssig, unsere Pässe in jedem Hauptorte des Departements, wodurch wir kamen, nachsehen zu lassen, ungeachtet das Gesetz es befahl. Man sagte, es sei nicht sehr schwer, sich Pässe zu kaufen; es schien mir, als ob die republikanischen Aufseher den wohlgekleideten sehr gut von den schlechtgekleideten in solchen Fällen zu unterscheiden wüssten. Doch dieses gilt mehr von Paris, als den Departementen.

Der Modeton war allgemein gegen die republikanischen Einrichtungen und das Interesse der Republik. Frauenzimmer von gutem Tone mussten die Engländer lieben und Frauenzimmer von gutem Tone leiden keine Widersprüche. So nötig der Ausdruck Citoyen⁴ im Kurialstil war, so selten war er in Gesellschaften und das Wort Citoyenne⁵ eine Grobheit, Es gab, wie vormals, Rangordnungen; nur fing die Reihe der Glieder nicht mit einem Prinzen von Geblüt an. Am Sonntage waren die Spaziergänge und die Schauspielhäuser an wohlgekleideten Menschen leer, weil dann jeder Handwerker dorthin kommen konnte.

Damals gab es nur einen Gegenstand, der die Seele eines Franzosen heben konnte: die Siegel der Nation. Von diesen sprach ein jeder mit Enthusiasmus. Der entschiedene Royalist ließ der Tapferkeit seiner Nation Gerechtigkeit widerfahren. Wie man vormals in den preußischen Ländern von einem alten Bauern Erzählungen von den Schlachten bei Prag, Zorn-dorf⁶, Leuthen⁷ erwarten konnte, so ließen sich hier von jedem jungen Manne pompvolle Erzählungen von Lodi, Arcole, Weißenburg und der Vendée⁸ im Voraus richtig vermuten. Bonaparte war der bewunderte Held;

4 Bürger, Staatsbürger.

5 Bürgerin, Staatsbürgerin.

6 Heutiges Sarbinowo im polnischen Westpommern, wo 1758 während des Siebenjährigen Krieges die Schlacht von Zorn-dorf stattgefunden hat.

7 Heutiges Lutnyia im polnischen Niederschlesien, wo am 7. Dezember 1757 während des Siebenjährigen Krieges die Schlacht von Leuthen stattgefunden hat.

8 Lodi liegt in der Lombardei/Italien, 1796 hat dort im Ersten Koalitionskrieg die Schlacht bei Lodi stattgefunden.

man gab ihm die Ehre, zu behaupten, im Herzen sei er kein echter Republikaner.

Unzufriedenheit mit der Republik herrschte in den meisten Klassen. Alle Personen, die von Gehältern lebten, befanden sich in einer üblen Lage; viele Zweige der Industrie lagen allerdings danieder. Diese Unzufriedenheit äußerte sich besonders unter den Gelehrten. Es ist sehr natürlich, dass diese überall im Anfange den lebhaftesten Anteil an der Revolution nahmen, die in Rücksicht der Grundsätze außerordentlich viel Einladendes hatte. Sie waren die ersten, welche sich zurückzogen. Vielleicht waren sie eher geschickt als andere, Erfahrungen anzustellen und in die Zukunft zu sehen. Auch eine Repräsentation des Volkes entfernt sich ja schon sehr von den Prinzipien der Vernunft; es ist sehr sonderbar, einem Manne meinen Willen auf ein Jahr zu übertragen; und der Republikaner spielt ein wahres Hazardspiel, ob er je dahin kommen werde, dass sein Wille Einfluss auf die Regierung habe. Geht der Weg zur besten Regierung, zu diesem schönen Ideal, über Hecken, durch Moräste und Gräben, so wie der Engländer Kirchtürme jagt (*hunt steeples*) oder nähert man sich ihm mehr auf Umwegen und wenn man feste Brücken langsam schlägt?

Die neuen Reichen sind der Gegenstand des allgemeinen Hasses in Frankreich. Die Art, wie sie ihren Reichtum erworben haben, ist oft nicht die beste; sie sind nicht selten Leute von schlechter Erziehung und ohne alle Kenntnisse. Sie verschwenden ihr Geld auf die niedrigste, geschmackloseste Art; sie verachten jeden, der nicht Geld hat, um selbst verachtet und gehasst zu werden. In jeder unruhigen Republik wird der Kühnste, der Unverschämte, leicht sein Glück machen und der Reiche ohne Terrorismus der erste im Staat sein. Aber auch in einer ruhigen Republik ist der Reiche, und folglich dort der Kaufmann, der erste im Staat: er bildet eine Aristokra-

Arcole liegt in der italienischen Provinz Verona, 1796 hat dort die Schlacht von Arcole stattgefunden.

Weißenburg ist ein Ort im Elsass, am 13. Oktober 1793 hat dort während des Ersten Koalitionskrieges die Schlacht an der Weißenburger Linie stattgefunden.

Vendée ist ein westfranzösisches Departement, dort war im März 1793 ein Aufstand gegen die Kräfte der Französischen Revolution niedergeschlagen worden.

tie, die vielleicht drückender ist als Adelsstolz; und es scheint beinahe, als ob es eine größere Seltenheit sei, wenn sich Feinheit des Geistes mit Kaufmannsgeschäften verträgt, als wenn sie mit sechzehn Ahnen gepaart ist.

Bei einem hohen Grade von Luxus, wozu die Franzosen einen größeren Hang haben als andere Nationen und worin sie noch jetzt, selbst bei der Mittelmäßigkeit ihrer Mittel, alle anderen Nationen übertreffen; bei dem Mangel an allen festen moralischen Grundsätzen, muss die Regierung zwischen der Verschwendung und Verkäuflichkeit der ersten Männer im Staat und dem Terrorismus schweben. Wo beides enden würde, wenn man Frankreich sich selbst überließe, lässt sich nicht sagen. Es ist ein Kampf der Meinungen in diesem Lande, nicht mit Gründen, sondern bloß mit Gewalt geführt; und da lässt sich, wie von einer Schlacht, wo Soldaten und Feldherren der streitenden Heer gleich sind, mit keiner Wahrscheinlichkeit der Ausgang vorhersagen. Zufälle können hier alles tun; von dem unerforschlichen Schicksale hängt es ab, wo die rollenden Felsen sich halten werden.

Der geheime Hang, wenn man unglücklich ist, andere nicht glücklicher zu wünschen, veranlasst die Heftigkeit der Franzosen, mit der sie andere Staaten zu revolutionieren suchen. Wie oft hat man mich gefragt, wann wir anfangen würden, unsere Fürsten fortzujagen? Sobald man nicht mehr an euren Robespierre denkt, erwiderte ich.

Durch die Gottesverehrung der Theophilanthropen⁹, die gerade damals empor kam, suchten einige rechtschaffene Menschen, der Nation Moral und Religion wiederzugeben. La Réveillère¹⁰, der beste und schwächste der Direktoren, trug vorzüglich dazu bei, sie in Aufnahme zu bringen. Der Erfolg ließ sich erwarten. Solange die Sache neu war, solange noch schöne

9 Die Theophilanthropen (Freunde Gottes und der Menschen) gründeten sich 1795, um der antichristlichen Agitation der revolutionären Kräfte zu begegnen und den Gottesdienst, allerdings unter anderen Leitideen, wieder einzuführen. Grundlage war die Überzeugung, dass die Aufrechterhaltung der Ordnung und der Moral auf dem Glauben an Gott basieren müsse. Die Gesellschaft wurde 1801 verboten.

10 Louis-Marie de La Réveillère-Lépeaux (1753-1824) war von 1795 bis 1799 Mitglied der Direktoriatsregierung in Frankreich. Er unterstützte die Theophilanthropen.

Hymnen gesungen wurden, solange die Redner artige Sachen sagten, waren die Tempel voll. Man fing sogar an, Proselyten¹¹ machen zu wollen: ich könnte ein Beispiel namentlich anführen; so gewiss ist es, dass die Religionen sich alle gleich sind und dass man nicht weiß, was der Theophilanthrop einst würde geworden sein. Man fand die Sache dem leichtsinnigen Charakter der Nation gemäß erst lustig, dann lächerlich, dann langweilig; und damit hatte alles bald ein Ende. La Réveillères Sturz wird hoffentlich diese Religion in eine ewige Vergessenheit begraben.

Als Stadt betrachtet verdient London den Vorzug vor Paris. Die engen dumpfigen¹² Gassen, die hohen vorgebauten Häuser, deren Giebel sich zu berühren scheinen, ein schmutziges Pflaster ohne Fußbänke, wo man der Gefahr ausgesetzt ist, unter die Räder der Kutschen und der noch schlimmeren Cabriolets zu geraten, machen Paris höchst unangenehm. Die Boulevards, Alleen, welche die eigentliche Stadt Paris von den Vorstädten trennen, sind schmal und bei schlechtem Wetter schmutzig; auch gerade da, wo sie am schönsten sind, an der Südseite, am wenigsten besucht. Es ist wahr, London hat in der City auch enge, winklige Gassen; aber dieses gilt nur von einem kleinen Teil der Stadt: der größte ist schön gepflastert, reinlich, mit breiten Fußbänken, und wegen der breiten geraden Gassen heiter und lachend. Ich ziehe zum Spazieren die Parks in und um London den Boulevards zu Paris weit vor.

Die Häuser in London sind meistens von Backsteinen, in den neuesten und besten Gassen grau beworfen¹³, geben daher nicht den muntersten Anblick, sind doch aber im Ganzen schöner als die gewöhnlichen Häuser in Paris. Das Schöne ist schöner in Paris als in London; das Mittelmäßige schlechter. Das Innere der Häuser leidet keine Vergleichung. Hier sind Häuser, die von außen vortrefflich scheinen, inwendig schlecht eingerichtet und haben sogar bei wirklicher Reinlichkeit ein schmutziges Ansehen. Wahre Unreinlichkeit herrscht in öffentlichen Häusern, in den Wohnungen der Unbegüterten, in den Zimmern der Portiers, die beim Eintritte in ein Haus sogleich in die Augen fallen. Welch eine Zierlichkeit, Nettigkeit, Rein-

11 Konvertiten.

12 Muffig.

13 Stuckiert.

lichkeit in den englischen Häusern; wie bequem, schön und heiter ist ihr Inneres! Den guten Geschmack in der Wahl des Hausgeräts haben die Engländer eingeführt; die Franzosen stehen ihnen darin weit nach: aber freilich, die Engländer übertreffen darin fast alle Nationen, so wie sie allen Nationen in den geschmacklosen Einrichtungen ihres gesellschaftlichen Umganges nachstehen.

Die Republik entstellt ihre Gebäude durch zwei höchst geschmacklose Einrichtungen, die gewiss auch eifrige Republikaner nicht schön finden werden. Die erste besteht in den Stangen mit der Freiheitsmütze¹⁴, welche auf der Spitze aller Nationalgebäude aufgerichtet sind. Dann die Aufschrift auf solchen Gebäuden; *unité, indivisibilité de la République; liberté, égalité, fraternité, ou la morte*, wovon das letzte gewöhnlich so ausgelöscht ist, dass man es kaum noch lesen kann. Die Franzosen, die so gern die Griechen der neuen Zeiten sein möchten sollten bedenken, dass die alten Griechen die Liebe zu republikanischen Formen der Liebe zu schönen Formen nachsetzten.

Paris hat einige vortreffliche Plätze, den Revolutionsplatz und den Place Vendôme. Das Piedestal¹⁵ der Statue Ludwigs XIV. steht noch leer auf dem Letzteren und entstellt das schöne Ganze. Den Zweiten schmückt die Statue der Freiheit in der Ferne, die von Bronze scheint, bis man in der Nähe bemerkt, wie sich der braune Überzug vom Gips trennt: ein bedeutungsvolles Symbol. Die übrigen Plätze sind unbedeutend. London hat eine Menge schöner Plätze, die man Squares nennt, ihrer viereckigen Form wegen. In ihrer Mitte befindet sich ein runder oder ovaler Platz, mit Rosenstauden und Bäumen besetzt, der dem Ganzen ein heiteres lachendes Ansehen gibt.

In der Ferne fällt von London die Paulskirche, von Paris das Pantheon auf. Das Letztere hat eine schönere Kuppel; überhaupt besitzt es in Rücksicht der Bauart Vorzüge, ist aber noch unvollendet. Für die Ferne ist die Lage auf einer Anhöhe schön; in der Nähe ist das herrliche Gebäude von kleinen elenden Gassen umgeben. Die Paulskirche liegt in dieser Rücksicht besser; der Anblick in dem Dome ist über alle Erwartungen groß und

14 Eine rote, spitze Mütze, von den Jakobinern als Symbol der Freiheit getragen.

15 Sockel.

majestätisch. Die Westminsterabtei, mit ihren meistens geschmacklosen Monumenten, befriedigt die Erwartung nicht.

Aber London hat nichts, was sich mit den Ufern der Seine, vom *Louvre* an bis da, wo sie Paris verlässt, vergleichen ließe. Das Gebäude des *Louvre* fällt seiner Größe wegen auf; gegenüber auf der anderen Seite ist die Münze¹⁶, ein schönes Gebäude. Neben dem *Louvre* befindet sich das Schloss der Tuilleries, das noch immer einen großen Eindruck macht. Der Garten der Tuilleries, obgleich im alten französischen Geschmack, ist ein angenehmer Spaziergang; man tritt aus ihm auf den schönen Revolutionsplatz; man kommt von diesem in die prächtigen Alleen der elsässischen Felder; man hat dann das Holz von Boulogne sehr nahe; man geht durch das Dorf Boulogne über die Seinebrücken und man ist in Saint-Cloud. Geht man aber von dem Revolutionsplatze über die Revolutionsbrücke, so stößt man auf das neue schöne Haus für den Rat der Fünfhundert¹⁷; das herrliche *Hotel des Invalides* ist nicht mehr weit, nebst dem schönen *Champ-de-Mars*. Die Themse schleicht zwischen den Häusern so versteckt durch, dass man sich ihren Ufern nicht nähern kann, und um zu sehen, wie sich die beiden schönen Gebäude, das Hotel Adelphi und *Somerset House*¹⁸, an ihren Ufern ausnehmen, muss man auf die andere Seite, die gerade dort einem elenden Flecken gleicht, gehen. Um von den Brücken über die Themse eine Aussicht zu haben, muss man durch die Öffnung des Geländers blicken und so verliert London einen großen Vorzug vor Paris, einen Hafen voll Schiffe, die bis an die Londonbridge hinaufkommen. *Hydepark* und *Kensington Gardens* sind groß; aber es fehlt an Alleen, worauf das Auge sich heften kann; das Ganze ist einfach und traurig. Der Palast der Königin zu Kensington ist höchst mittelmäßig; der Palast des Königs, St. James, ein Gefängnis.

Die Erleuchtung ist schlecht in London: kleine Laternen mit unbedeutenden Reflektierspiegeln stehen auf niedrigen Pfählen an den Seiten der breiten Gassen und verbreiten nichts als eine sichtbare Dunkelheit. Große Laternen mit schönen Reflektierspiegeln hängen über der Mitte der Gassen

16 Gemeint ist das Münzamt/die Prägeanstalt für Münzen.

17 Der Rat der Fünfhundert und der Rat der Alten waren von 1795-1799 die Kammern des französischen Parlaments.

18 Das *Somerset House* in London wurde zwischen 1776 und 1796 errichtet.

in Paris und erleuchten so gut, dass man in der Nacht ein Zeitungsblatt auf der Straße lesen kann.

Paris hat dreizehn, London höchstens sechs Theater und unter diesen Letzteren können nur das Theater in Drurylane¹⁹ und das Opernhaus in Haymarket als Gebäude Aufmerksamkeit verdienen. Aber das Pariser Opernhaus, das nun abgebrannte Odeon²⁰, das *Feydeau*-Theater²¹, verdienen vielleicht vor jenen den Vorzug. Die Erleuchtung ist bei weitem zweckmäßiger und besser in den Pariser als Londoner Theatern; über dem Parterre im *Haymarket*-Opernhaus schwebt ein unausstehlicher Dampf, und ich wundere mich, dass man auf den Galerien nicht erstickt. Die italienischen Stimmen in der Oper zu London mögen vielleicht besser sein als die französischen Kehlen in der Oper und *aux Italiens*²² zu Paris; aber ich war durch Crescentinis²³ Silbertöne zu verwöhnt, um jene schön zu finden. Die Dekorationen sind in London so gut als in Paris; die Veränderungen des Theaters geschehen dort schneller und mit mehr Geschicklichkeit; Harlequin Woodcutter, eine Pantomime in Drurylane, manche kleinere Stücke, die man im *Royal Circus* gibt, verdienen in dieser Rücksicht gesehen zu werden. Desto geschmackloser sind diese englischen Pantomimen und ihre Ballette; desto widriger ist der Eindruck, wenn man diese schlecht erfundenen, oft niedrig komischen Stücke mit dem vergleicht, was Paris in dieser Art liefert. Der Tanz auf dem englischen Theater, selbst im Opernhaus, leidet keine Vergleichung mit den Tänzen in der Oper zu Paris, wo Vestris²⁴, Clotilde und Milliére tanzen, wo Geschmack, Grazie und Schönheit vielleicht alles übertreffen, was man anderwärts in dieser Art sehen kann. Das Spiel der französischen Schauspieler in kleinen witzigen Stücken in Operetten bleibt noch immer unerreichbar, so wie das Spiel der Engländer in ernsthaften, sarkas-

19 Gemeint ist das *Theatre Royal, Drury Lane*. Es war 1791 abgerissen und 1794 als Neubau eingeweiht worden.

20 *Théâtre de l'Odéon*, 1782 eingeweiht.

21 *Théâtre Feydeau*, eröffnet 1791.

22 Gemeint ist das *Théâtre-Italien*.

23 Girolamo Crescentini (1762-1846) war ein italienischer Sänger (Kastratensopran) und Komponist.

24 Gemeint ist wahrscheinlich Auguste Vestris (1760-1842).

tisch-komischen tragischen Rollen; und in diesen beugt sich vor der erhabenen Siddons²⁵ das ganze Heer der Schauspielerinnen. Sie übertraf meine Erwartungen im *Castle of Montval*, wie der Blick in die Kuppel von der St. Paulskirche.

Die Gegend um Paris ist ohne allen Vergleich schöner als die Gegend um London. Wie reizend ist der Blick über einen Teil der Stadt im *Jardin des plantes* und noch reizender die Aussicht über ganz Paris vom anmutigen Hügel Montmartre. Die Fortsetzung dieser Hügel mit ihren Weinbergen, bis in die Gegend von Charenton, liefert angenehme Abwechslungen. Die Ufer an der Seine hinauf bis dort, wo die Marne hineinfällt, und bis zur herrlichen Brücke über den letzteren Fluss sind ebenfalls angenehm. Aber noch reizender und die Krone der Pariser Gegend ist da, wo die Seine, nachdem sie sich den elsässischen Gegenden entwunden, eine Biegung nach der Brücke von Sèvre macht und den Fuß der reizenden Hügel bespült, worauf der Park von Meudon liegt. Dort wendet sie sich schnell und fließt nun am Park von Saint-Cloud hin, in dessen schattenreichen dichtbelaubten Gängen jetzt die Ruhe wohnt und dessen einsames Schloss eine sanfte elegische Stimmung hervorbringt. Die äußerst flache Gegend um London ist von Natur traurig, zwischen Bagshot und Hounslow abscheulich, die Kunst allein hat etwas aus ihr hervorgezwungen. Nahe bei London ist die Gegend um Chelsea am angenehmsten, ferner der Park zu Greenwich; auch macht der Anblick auf das Hospital der Marinen zu Greenwich, ein prächtiges Gebäude, die Gegend an der Themse hinunter ganz angenehm. Die Aussicht zu Richmond ist vortrefflich; aber man muss bloß auf der Höhe des Parks und vorzüglich im Wirtshause The Star sein, um den Wendungen des Stroms mit den Augen folgen zu können, der sich zwischen Wiesen, Feldern, Gärten und zerstreuten Häusern versteckt. Es ist nur ein Blick, es ist nur ein glänzender Gedanke in einem sonst unbedeutenden Kunstwerk. Ich liebe die epigrammatischen Gegenden nicht.

Wer Kunstsachen sehen will, wird mehr Nahrung für seinen Geschmack in Paris als in London finden. Es gibt allerdings an dem letzteren Ort viele Kunstwerke; aber sie sind unter Privateigentümer zerstreut, an die man

25 Sarah Siddons (1755-1831) war eine berühmte tragische Schauspielerin im englischen Theater, unter anderem in *Lady Macbeth*.

Empfehlungen haben muss, und die nach englischer Sitte nicht immer gefällig sind. Das Nationalmuseum zu Paris ist nach den Plünderungen von Italien²⁶ gewiss einzig in seiner Art und war, einer sehr guten Einrichtung zufolge, allen Fremden, nur nicht den Parisern offen. Zu häufige Besuche konnten damals, da noch wenig in Ordnung war, schädlich sein; aber Fremde kommen so leicht nicht wieder. So fein und artig diese Verfügung ist, so sehr gereicht es den Franzosen zum Vorwurf, dass sie einen Teil der Meisterstücke aus Italien in der größten Unordnung lassen. Es waren nur einige Stücke ausgestellt, als ich dort war; der heilige Hieronymus von Correggio²⁷ lag auf dem Boden des Zimmers. War sonst der Vandalismus das hitzige Fieber der Nation, so ist es jetzt zum schleichenden geworden.

Für einen Gelehrten möchte auch, was öffentliche Anstalten, was selbst das Betragen der Gelehrten betrifft, Paris Vorzüge verdienen. Ich kann hier nur auf die Wissenschaften Rücksicht nehmen, mit denen ich mich vorzüglich beschäftige: Naturgeschichte, Chemie, Botanik, Naturlehre. Mit der Gefälligkeit der Naturforscher, sowohl in London als Paris, habe ich Ursache gehabt, in einem hohen Grade zufrieden zu sein; aber Männer von vielen Talenten und Kenntnissen haben nie nötig, damit zu geizen und sind wissbegierig genug, gegen die Kenntnisse eines Fremden ihre eigenen umzutauschen. Sir Joseph Banks²⁸ allein macht einem fremden Naturforscher den Aufenthalt in London höchst wichtig; seine Kräutersammlung, seine Bibliothek stehen ihm offen; dieser vortreffliche Mann ersetzt allein die großen Mängel von London. Aber auch in Paris haben wir Jussieu, Desfontaines, Fourcroy, Brongniart, Besson²⁹ als äußerst zuvorkommende Männer gefunden. Das britische Museum in London enthält, unter einem

26 Beute, die im Zuge der militärischen Erfolge Napoleons in Norditalien gemacht wurde.

27 Gemeint ist wahrscheinlich das Bild *Die Madonna des Hl. Hieronymus* von dem italienischen Renaissance-Maler Antonio da Correggio (1489-1534).

28 Joseph Banks (1743-1820) war ein englischer Botaniker, der u.a. James Cook auf dessen Weltumsegelung begleitet hatte.

29 Mit Jussieu ist wohl der Botaniker Antoine Laurent de Jussieu (1748-1836) gemeint. Er war 1770 Professor am *Jardin des plantes* in Paris.

René Louiche Desfontaines (1750-1833) war ein französischer Botaniker, ab 1786 Professor am *Jardin des plantes* in Paris.

Wüste unbedeutender Sachen, einzelne wichtige Stücke, ist aber für den jetzigen Zustand der Wissenschaften nicht mehr instruktiv. Es wird, wenn man ein Billett hat, an gewissen Tagen unentgeltlich gezeigt. Das Museum von Ashton Lever³⁰, gewöhnlich das Leverian-Museum genannt, kann man für eine Kleinigkeit sehen. Es übertrifft in Rücksicht der ausgestopften Vögel und Säugetiere alles, was ich von dieser Art je gesehen habe, ist dabei gut geordnet und jedes Stück mit dem linnéischen Namen versehen. Das Naturalienkabinett zu Paris im botanischen Garten ist ohne allen Vergleich wichtiger als das britische Museum. Es enthält eine große Menge von Naturprodukten und außerordentlich merkwürdige Sachen. London hat nichts, was damit könnte verglichen werden und das Leverian-Museum ist ihm doch nur in zwei besonderen Fächern überlegen. Die Ordnung im Pariser Kabinett ist nicht immer die beste; die Namen der Vögel und Säugetiere sind nach Buffon³¹ bestimmt, sehr viele Naturprodukte nicht benannt; in Rücksicht der Ausstellung ließe sich noch viel mehr verlangen. Die Magazine des Kabinetts sind voll von ungeordneten Schätzen; sie erfordern noch Geld und Zeit, um gehörig geordnet zu werden und es ist zu bedauern, dass bei der jetzigen Unordnung vieles verderben muss. Das vortreffliche Mineralienkabinett von le Sage, welches die Regierung hat kaufen und in der

Antoine François de Fourcroy (1755-1809) war ein französischer Professor der Chemie am *Jardin des plantes*.

Mit Brongniart ist wahrscheinlich Alexandre Brongniart (1770-1847) gemeint, ein französischer Chemiker, Mineraloge, Zoologe und Geologe. Es könnte sich aber möglicherweise auch um dessen Onkel, den Chemiker Antoine-Louis Brongniart (1742-1804), oder um Auguste-Louis Brongniart (?-1804) handeln, der ebenfalls Chemiker war.

Alexandre Besson (1758-1826) war ein französischer Politiker. Er war Mitglied im Rat der Fünfhundert und setzte sich für den Schutz der Wälder ein.

30 Ashton Lever (1729-1788) war adliger Abstammung und ein Sammler von Naturobjekten.

31 Georges Louis Marie Leclerc de Buffon (1707-1788) war ein französischer Botaniker und Naturwissenschaftler. 1739 wurde er zum Direktor des Königlichen Gartens, des späteren *Jardin des plantes*, ernannt. Sein Hauptwerk ist die *Histoire naturelle générale et particulière* (dt. Titel: *Allgemeine Historie der Natur*), das ursprünglich in 50 Bänden geplant war.

Münze hat ausstellen lassen, übertrifft an der Art der Ausstellung alle öffentlichen Kabinette, die ich gesehen habe. Die Einrichtung ist hier so getroffen, dass man alles sehen kann, da sonst in den hohen Schränken die Hälfte von Sachen verdammt ist, nie gesehen zu werden. Ich rede nicht von den vielen Privatkabinetten in Paris, zu denen der Zutritt doch viel leichter ist als zu den wenigeren und kleineren in London.

Der königliche Garten zu Kew hat einen Schatz von ausländischen Pflanzen, besonders vom Kap und aus Neu-Holland. Auch sieht man manche Sträucher, besonders Rhododendra und ähnliche, in einer solchen Menge und Größe als sonst nirgends. Die Pflanzen sind in den Gewächshäusern vortrefflich erhalten; der Gärtner, Herr Aiton³², dessen nun verstorbener Vater den *Hortus Kewensis* herausgab³³, ist ein sehr geschickter, eifriger, tätiger Mann. Die Engländer lieben vorzüglich die schönen Heidearten vom Kap; daher findet man sie und manche andere merkwürdige Pflanzen bei den *Nursery-men* von denen ich nur Kennedy und Lee³⁴ in Hammersmith nennen will. Aber der Garten zu Kew ist ein Privatgarten des Königs, was doch seine Benutzung sehr erschwert; es ist nur auf Liebhaberei dort gesehen und ein eigentlich botanischer Garten befindet sich jetzt in London nicht³⁵. Der *Jardin des plantes* zu Paris ist für jeden Botaniker ein äußerst wichtiges Institut. Die Sammlung von Pflanzen, welche im Freien aushalten, ist ansehnlich, vortrefflich geordnet und überall sind die linnéischen Namen beigefügt; es fehlt aber an Bäumen und Sträuchern. Die Gewächshauspflanzen sind ebenfalls in großer Menge vorhanden und darunter viele außerordentlich seltene und merkwürdige; nur sind die Gewächshäuser zu enge, daher alles zu sehr zusammengedrängt ist, welches

32 William Townsend Aiton (1766-1849) folgte seinem Vater als Vorsteher des Botanischen Gartens in Kew nach.

33 William Aiton (1731-1793) war ein britischer Botaniker. Sein dreibändiges Werk *Hortus Kewensis, or, a catalogue the plants cultivated in the Royal Botanic Garden at Kew* von 1789 galt als Standardwerk.

34 Lewis Kennedy (ca. 1721-1782) und James Lee (1715-1795) waren Kunstgärtner (engl. *Nursery-men*) in Hammersmith in Westlondon.

35 Der Herausgeber der englischen Fassung fügte an dieser Stelle als Anmerkung hinzu: „It is singular, the author should not have visited the botanic garden at chelsea.“

natürlicherweise schwache kränkliche Stücke gibt. Überhaupt ist es schade, dass man von diesem vortrefflichen Platz zu viel für Spaziergängen aufgeopfert hat. Eine andere vorzügliche Sammlung ist in dem Garten des Bürgers Cels³⁶, der mit diesen Sachen handelt und es in der Kultur der Gewächse sehr weit gebracht hat. Lehrreicher ist unstreitig dieses alles in Paris als in London; doch rührt dieses von den Gelehrten, nicht von der Regierung her, die alles tun will und nichts tut. Die schöne Menagerie im Tower, einzig in ihrer Art, übertrifft aber bei weitem die mittelmäßige im *Jardin des plantes*.

Ich habe es nicht für überflüssig gehalten, diese kurze Vergleichung der beiden wichtigsten Städte in Europa hier einzuschalten und zwar besonders deswegen, weil ich mich bei dieser Beurteilung im höchsten Grad unparteiisch fühle. In beiden Städten genoss ich eine Behandlung, die mich mit ihnen sehr zufrieden machen musste, die auf meine Dankbarkeit einen großen Anspruch hat. Die Verschiedenheit der politischen Lage hat keinen Eindruck mehr auf mich; nichts bringt eine größere Apathie in dieser Rücksicht hervor, als unter verschiedenen Nationen, und unter jeder vergnügt zu leben.

Nur ein paar Worte von Versailles, einer Stadt, deren Name sogar aus dem Munde des Volkes verschwunden ist. Die schöne Stadt, mit breiten, gut gepflasterten Gassen und schönen Gebäuden, liegt verlassen, still und traurig da; die eingeschlossene gar nicht reizende Gegend vermehrt eine trübe Stimmung, worin die leeren Paläste den Fremden versetzen. Damals war im Schlosse, in den Gärten, dem Park, auch in Groß- und Klein-Trianon³⁷, alles noch ziemlich gut erhalten; man fand noch viele Schildereien und andere Kunstsachen in den Zimmern, nur hatte man den größten Teil der Möbel herausgenommen. Auch waren aus den nahgelegenen Schlössern der Emigranten manche Kunstsachen, besonders Gemälde, dorthin gebracht worden, weil man einmal den Plan gehabt hatte, aus dem Schlosse zu Versailles ein Kunstkabinett zu machen. Versailles ist so oft, als es noch in seinem Glanze war, beschrieben, dass es überflüssig wäre, noch

36 Jacques Philippe Martin Cels (1740-1806) war ein französischer Botaniker und Gartenbauspezialist.

37 *Petit Trianon* und *Grand Trianon* sind zwei Lustschlösser im Park von Versailles.

etwas davon zu sagen. Der Anblick des Schlosses in dem Garten hat etwas Großes; übrigens erblickt man nur einen Glanz, der verblendet, nie rührt.

III.

Von Paris über Orleans, Limoges bis an die Ufer der Dordogne

Wir setzten unsere Reise von Paris nach Orleans fort. Der Mont Parnasse und die Ebene von Montrouge bestehen aus Kalkstein; man bricht hier die Steine zum Bauen für einen Teil von Paris; die Steingruben befinden sich aber unter der Erde und die Steine werden durch abgesenkte Schächte zu Tage gefördert. In der Nähe großer Städte ist dieses nachzuahmen, weil sehr viel Land durch die Steingruben verdorben wird, wie es besonders der Fall in der Nähe von Lissabon ist. Alle Hügel auf der einen Seite von Paris, von Charenton über die Seine bis Meudon, St. Cloud usw. sind Kalkberge; nur gegenüber bestehen die Hügel, welche sich von Montmartre, Belleville usw. erstrecken, aus Gips. Die Kalkberge ziehen sich auch bis Versailles und bilden dort die mit Gebüsch bedeckten Hügel, welche das Tal, worin diese Stadt liegt, einschließen. Ähnliche Kalkberge begleiten uns von Paris bis zum Flecken Longjumeau, hinter welchem man aber in der Tiefe Sandsteine findet. Überall trifft man Ackerland, die Berge sind mit Gebüsch bedeckt, an den sonnigen Hügeln sieht man Weinberge. Hinter dem Flecken Arpajon, gegen Étampes zu, erheben sich die Berge, werden nackter und steinig. Étampes ist eine kleine, schlechte, jetzt tote Stadt mit kahlen Hügeln umgeben, die doch wie fast alle, auch kleinen, französischen Städte, ihre Promenade hat. Eine ziemlich hohe mit sehr niedrigen Hügeln bedeckte Ebene hält nun an, bis in die Nähe von Orléans; sie besteht bloß aus Ackerland, ohne beträchtliche Weinberge. Vor Orléans kommt man durch einen Teil des großen Waldes von Orléans, der aber hier bis auf einige Entfernung von der Heerstraße ausgehauen ist. Der Weg von Paris bis Orleans ist gepflastert, zwar nicht schlecht, aber doch hin und wieder nicht sorgfältig genug ausgebessert, wie es ein solcher Weg erfordert, wenn er nicht unangenehm sein soll. Zuletzt steigt man von der hohen Ebene herab und man findet in der Tiefe die Loire und die Stadt Orléans.

Diese Stadt liegt dicht am Fuß der Anhöhe, an welcher selbst eine Vorstadt sich erhebt; auf der anderen Seite fließt die Loire, über welche eine schöne Brücke führt. Die Aussicht auf dieser Brücke über den breiten, schönen, mit Barken bedeckten Strom, der eine große Stadt und eine Reihe von Hügeln bespült, die an ihrem Abhang mit Weinbergen geschmückt sind, hat außerordentlich viele Reize. Orléans selbst ist eine offene beträchtliche Stadt mit hübschen Gebäuden, aber wie Paris voll enger, mittelmäßig gepflasterter Gassen. Die Fenster sind hier meistens mit eisernen Gittern versehen; eine Sitte, die man auch in den kleinen Dörfern in der Nähe gewahr wird. Orléans hat viel durch die Revolution verloren, weil es von den Tribunälen lebte, und ist jetzt ein toter Ort; der Haupthandel besteht in Korn, Wein und Branntwein. So wie man über die Loire und durch die Gartenhäuser von Orléans gekommen ist, ändert sich die Gegend gar sehr. Eine sandige unfruchtbare Ebene fängt hier an, verwandelt sich aber bald in eine unfruchtbare, morastige Heide und dauert bis La Ferté Löwendahl¹, einem kleinen schlechten Flecken, fort. Wir sammelten hier verschiedene merkwürdige Pflanzen, unter anderem einige Heidearten des südlichen Europa, welche ursprünglich nach Exemplaren aus dieser Gegend beschrieben sind (*Erica scoparia*, z.B.). Diese Ebene gehörte zur ehemaligen unfruchtbaren Provinz Sologne. Hinter La Ferté dauert diese sandige Ebene zwar fort, ist aber besser, zum Teil sehr bebaut; man findet an den Wegen viele italienische Pappeln, zahme Kastanienbäume, auch wohl Platanen angepflanzt. Man sieht viele einzelne Schlösser und Häuser, unter anderem das Stammhaus des berühmten Picquet de la Motte², der im amerikanischen Krieg eine Eskadron³ führte und sich sehr auszeichnete. Man erinnert sich seiner noch lebhaft; er war ein sehr beliebter, aber äußerst heftiger sonderbarer Mann. Die Wirtshäuser in dieser Gegend von Frankreich sind dem Anscheine nach schlecht, auch sind es die Zimmer wirklich; aber man trifft

1 Gemeint sein könnte das Schloss *Le Ferté-Saint Aubin*, 1748 vom in Hamburg geborenen späteren französischen Marschall Ulrich von Löwendal (1700-1755) erbaut.

2 Toussaint-Guillaume Picquet de la Motte (1720-1791) war ein französischer Admiral.

3 Eskadron; Schwadron.

gute Betten und ein sehr gutes Abendessen an, besonders von Geflügel, und zwar für sehr billige Preise. Es war in den Städten alles schlechter und teurer als in den Dörfern, überhaupt aber fanden wir durch ganz Frankreich die Preise in den Wirtshäusern äußerst billig.

Vor Vierzon endigt sich wiederum die Ebene in einem Abhang, mit Wäldchen und Weinbergen bedeckt, wie der Abhang bei Orléans. Vierzon ist ein kleines, aber munteres Städtchen am Zusammenfluss des sandigen Cher und der Yèvre in einem tiefen Tal, dem man schon ein wärmeres Klima anmerkt. Ein Marienfest schien sehr gefeiert zu werden; man traf alles auf den Spaziergängen und im Putze⁴ an, welches doch so sehr in dem nördlichen Frankreich der Fall nicht ist. Überhaupt werden nach und nach die Äußerungen über die Religion bestimmter; es entstehen zwei politische Parteien: Katholiken und Protestanten.

Hinter Vierzon erheben sich sogleich Sandsteinberge, an deren Fuß eine eisenhaltige Quelle entspringt. Bald folgen Kalkhügel gegen Vatan, einem Flecken, und hierauf wird die Gegend außerordentlich nackt; soweit das Auge reicht, sieht man wellenförmige Hügel mit Kornfeldern bedeckt, ohne Bäume und Häuser. Näher gegen Châteauroux sind diese Hügel unbebaut und dienen zur Weide der Schafherden, die man in dieser Gegend, einem Teile des vormaligen Berry, häufig hält. Der Mangel an Holz ist sehr groß; man bedient sich oft des Strohs allein zum Kochen; man schneidet daher im Winter das Stroh noch einmal, welches in der Ernte auf den Stoppelfeldern übrig geblieben ist. Hier sowohl als in manchen anderen Gegenden von Frankreich, sieht man Weiber das Feld bauen. Châteauroux, eine mittelmäßige Manufakturstadt, liegt in einem flachen Tale am Indre. Sie hatte, wie alle Manufakturstädte, durch die Revolution sehr gelitten; man kann sich also leicht vorstellen, ob man ihr gewogen war.

Die Kalkberge endigten sich bei einem Le Lotier; es folgte eine sandige Ebene mit Heide bedeckt, wie in der Sologne. Aber bald nachher erhoben sich wiederum noch höhere Kalkberge mit tiefen, oft angenehmen Tälern. Argenton liegt in einem solchen schönen Tale zwischen Weinbergen an der Creuse. Der Ort ist klein, schmutzig, schlecht, aber munter und lebhaft, wie überhaupt die kleinen Ortschaften in Frankreich es jetzt ohne Vergleich

4 In guter Kleidung.

mehr sind als die größeren. Die Lebhaftigkeit wurde durch die junge Mannschaft vermehrt, welche jetzt nach geschlossenem Frieden nach Hause kam. Es war ein wehmütig angenehmer Anblick, frohe Menschen zu sehen, die sich freuten, von ihrem väterlichen Erbe nun im Frieden ruhig Besitz zu nehmen, oder einst reizende halbverblühte Bräute, die der Krieg zu lange warten ließ. Nirgends wurden so allgemein die jungen Leute ohne Rücksicht auf ihren Stand, ihre Lage, ihre Beschäftigungen von ihren Herden gerissen, als in Frankreich. Jetzt sind alle Hoffnungen so vieler lebenswürdiger Menschen wieder getäuscht.

Auch diese Kalkberge verflachten sich, wie vorhin bei Le Fay, einem Dorf; es fing eine sandige mit Heide bedeckte Ebene an und kurz darauf erhob sich das Gebirge von Limousin. Hohe Bergtäler, gedrängte Berge mit breiten abgerundeten Rücken, zeigen sogleich eine andere Klasse von Bergen, die man gewöhnlich ursprüngliche Berge zu nennen pflegt. Die Seiten des Gebirges bestehen aus einem geschichteten Granit, die höheren Teile hingegen aus einem Granit in Masse und Felsen. So unfruchtbar der Boden ist, so sorgfältig ist in den meisten Gegenden die Kultur; man bemerkte Kornfelder an den Abhängen der Berge, oft noch in einer beträchtlichen Höhe. Ein großer Teil des Landes ist mit Kastanienbäumen bepflanzt, welche einen wichtigen Teil der Nahrung des Volkes geben. Man kocht die kleinen, oft sehr schlechten Kastanien in großen Kesseln bloß ab und schüttet sie dann auf den Tisch der hungrigen Arbeiter hin, die wie das Vieh darüber herfallen. Die Menschen auf den Dörfern haben ein äußerst elendes, kränkliches Ansehen, welches wahrscheinlich von ihrer schlechten Nahrung herrührt. Man könnte die Einwohner für dumm halten; ich hatte geglaubt, westfälische Bauern zu sehen: aber man rede nur ein Mädchen an, das durch ein hübsches Gesicht etwas dreister geworden ist, gewiss die reizende Naivität, die schnellen witzigen Antworten werden einen jeden bald überzeugen, das man sich nicht in der Nähe von Paderborn befindet. Nur die Marienbilder in den Zimmern der Landleute sind hier wie dort. Man spricht hier schon ein von dem französischen sehr verschiedenes Patois⁵, das sich von nun an bis an die spanischen Grenzen mit mancherlei Modifikationen erstreckt. Auch sieht man von hier an Holzschuhe, welche selbst

5 Patois ist ein französischer Dialekt, ursprünglich aus der Normandie stammend.

von dem wohlhabenden Teile, besonders dem Frauenzimmer, nur zierlicher mit Pelzwerk und dergleichen gefüttert, getragen werden. Holzschuhe und Patois sind meistens in Frankreich verbunden.

Das Gebirge hält über Morterolles, ein großes Dorf, Bessines, ein kleiner Flecken in einem tiefen, engen, felsigen Tal, Chanteloube, ein kleines Dorf, bis Limoges an. Hinter Chanteloube gegen Maison Rouge, ein einzelnes Haus, ist der schönste Teil dieses Gebirges, von welchem man die Bergzüge, besonders gegen die Auvergne zu, sehr deutlich übersehen kann. Gegen Limoges senken sie sich wiederum. Diese Stadt ist zwar beträchtlich, besteht aber größtenteils aus alten schlechten Häusern, hat enge, winklige schmutzige Gassen und ist ringsumher mit Bergen umgeben. In einem tiefen Tal dicht neben der Stadt strömt die Vienne, hier ein kleines Flüsschen, wohin eine ganz angenehme Promenade führt. Limoges ist seines großen Viehmarktes wegen berühmt; hier werden die kleinen Pferde für die leichte Kavallerie aufgekauft, auch sind einige Manufakturen dort. Der Ort ist hässlich genug, die Gegend unfruchtbar, das Klima, der Gebirge wegen, ziemlich rau.

Kaum ist man außerhalb Limoges, so fangen die Granitberge wiederum an und erheben sich zu einer beträchtlichen Höhe. Die Gegend wird bei Pierre Buffiere schön und romantisch. Diese kleine schmutzige Stadt liegt auf einem Berge, der gegen Norden sehr abhängig und mit einem tiefen Tal umgeben ist, in dem zwischen Felsen die wilde Brianse strömt. Auch hier hatten wir Gelegenheit, die oft gemachte Bemerkung zu wiederholen, dass die kleinen Landstädte jetzt viel lebhafter und in einem besseren Zustand sind als die großen Manufakturstädte, wo Klagen, Verdruss und Unzufriedenheit überall bemerkt werden.

Das hohe Granitgebirge fährt fort über Magnac, Massere, zwei Dörfer, bis Uzerche, ein kleines schlechtes armes Städtchen. Hinter Massere findet sich auf einer Kuppe ein Trapp-Porphyr⁶, den man beim ersten Blick für Basalt hält. Überall wechseln nackte, dürre Höhen mit einzelnen Kornfeldern und Kastanienwäldern ab. Um Uzerche werden die Berge höher und die Gegend wiederum äußerst romantisch. Das Städtchen liegt auf einem Berge, der ringsumher mit einem tiefen Tal umgeben ist. Gegen Süden

6 Bei einem Trapp-Porphyr handelt es sich um kristallinisches Gestein.

fließt die Vézère, ein schöner Strom, in der Tiefe zwischen felsigen steilen Abhängen, dass man am Rande des Berges zwischen Häusern beinahe senkrecht auf ihn herabsieht. Dafür kommt man hinter Uzerche bald in eine äußerst traurige Gegend, über die mit Heide bedeckten Berge und durch lichte Wälder. Gegen Donzenac, ein anderes kleines schmutziges Städtchen, verändert sich die Gegend noch einmal. Ein schöner vortrefflich geleiteter Weg führt durch muntere Kastanienwälder an schroffen Abhängen hin; unter sich sieht man ein vortrefflich bebautes Tal, worin man zum ersten Mal die stolze Pinie, diesen schönen Baum des südlichen Europa, sieht. Die Seiten der Berge sind in Terrassen geformt und mit künstlich bewässerten Wiesen bedeckt. Der Fleiß der Einwohner ist überall unverkennbar.

Über einige mehr verflachte Berge kommt man zur Stadt Brives in einem Tale an der Corrèze, über die eine schöne Brücke führt. Brives ist ein beträchtlicher, munterer, volkreicher Ort; es wird viel Wein und Nussöl hier gewonnen, die Gegend ist holzreich, auch befinden sich Manufakturen im Ort. Man sieht verschiedene hübsche Häuser und unstreitig ist die Stadt die lebhafteste im Limousin.

Auf der anderen Seite der Corrèze ändert sich das Gebirge. Ein hoher Sandsteinberg mit freistehenden Felsen, unten mit Weinbergen, oben mit Wald bedeckt, folgt auf das Granitgebirge und kündigt überhaupt die Abnahme des ganzen Gebirges an. Auf der Spitze dieses Berges liegt das alte zerstörte Schloss Noailles⁷. Nun folgten Kalkberge, welche sich bis zu den Ufern der Dordogne zogen.

Wir waren bisher durch Gegenden gekommen, die der öfteren Räubereien wegen in einem sehr üblen Rufe standen. Dahin gehören besonders der Sandsteinberg hinter Brives um das Haus Noailles und die öden Berge bei Uzerche. Die Räubereien waren damals an der Tagesordnung; man suchte besonders die Papiere und das Geld der Regierung auf, aber man verschmähte auch Goldbörsen und Uhren nicht. Die Art zu rauben war englisch; selten wurde dabei absichtlich gemordet. Die Ursachen ließen sich leicht einsehen. Eine Menge junger Leute kam von den Armeen zurück, zum Teil Söhne nicht gemeiner Leute, denen alle Mittel fehlten, sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Sie brachten ihren Hass gegen die Regierung mit,

⁷ Noailles ist der Name eines französischen Adelsgeschlechts.

die sie zu Kriegsdiensten zwang und suchten sich vorzüglich an ihr zu rächen. Menschen dieser Art, wie die vornehmen englischen Straßenräuber, morden selten. Doch muss man in den Nachrichten über die Räubereien in Frankreich viele Übertreibungen abrechnen. Es war nach allen Erzählungen noch nicht so gefährlich in diesen Gegenden, obgleich zur gefährlichsten Zeit, als es in vielen Gegenden von Deutschland gewöhnlich ist, wo man aber auf Mordtaten und Plünderungen nicht mehr achtet. Die Reden im Rate der Fünfhundert tragen selbst zu solchen Übertreibungen bei, weil die meisten Mitglieder dieses Rates, wenigstens damals, geschmacklose, schlechte Redner waren, die in ihren abgelesenen Reden nach schönen Schilderungen und erhabenen Brocken haschten. Villiers⁸ redete von einer Reise durch Frankreich, als ob es eine kriegerische Unternehmung sei. Überhaupt sollten sie die Muster für ihre Reden in dem englischen Parlament suchen, wie sie einst die Moden für ihr Hausgerät von dieser Insel holten. Zu diesen Übertreibungen kommt noch eine Furchtsamkeit von ganz eigener Art, die dieser Nation eigen und die Ursache ist, dass sie sich überhaupt vor manchen Unfällen mehr fürchtet, als in unserem Deutschland zu geschehen pflegt. Aber sehr verfeinerte Nationen sind nur während einer gewissen Erhöhung des Geistes, und dann außergewöhnlich tapfer. Ihnen ist es etwas Erhabenes, das Leben zu verachten, andern gemein tapferen Menschen ist es eine Kleinigkeit.

Die Wege sind in diesen Gegenden vorzüglich schön, ungeachtet sie überall in Frankreich nicht schlecht heißen können und gewiss den englischen nicht nachstehen, ja zuweilen vorzuziehen sein mögen. Es gibt in Westengland sehr schlechte Poststraßen. Auch das Postwesen ist noch immer vorzüglich gut und auf keine Weise schlechter, eher besser, als in England, wenn man die vortreffliche Einrichtung der Mailcoaches ausnimmt, die nichts ähnliches in Frankreich hat. Es gibt in Frankreich bekanntlich keine reitende Post, sondern der Kurier hat einen kleinen leichten Wagen, mit dem man ebenfalls reisen kann. Gerade diese Kuriere wurden damals häufig von Räubern angegriffen. Ein Deutscher, der sein Vaterland liebt, kann nicht anders als mit Verdruss von dem Postwesen anderer Nati-

8 John Charles Villiers (1757-1838) veröffentlichte 1789 eine Reisebeschreibung mit dem Titel *A Tour through Part of France*.

onen reden. Man kann sich leicht in die Stimmung eines Ausländers versetzen, der die Deutschen für Barbaren halten muss, wenn er die abscheulichen Wege in vielen Gegenden, eine kriechende, oft unbedeckte öffentliche Post in Deutschlands rauem Klima und ebenso unbedeckte, schwere, stoßende Wagen für Extrafahrten sieht. Dazu kommen die häufigen Prellereien der Postillions⁹ und die Grobheit der Postbedienten, an welcher Eigenschaft überhaupt meine Nation alle anderen, sogar die Engländer, weit übertrifft. In Deutschland kann man darauf rechnen, zuweilen halbe Tage auf die Pferde zu warten, wenn man Extrapost fährt; in England soll man zuweilen (doch geschieht es sehr selten) warten müssen; in Frankreich herrscht die gute Einrichtung, dass ein Pferd nicht eher ausgespannt wird, bis frische Pferde da sind.

IV.

Von den Ufern der Dordogne bis an die Ufer der Garonne

Zwischen zusammengedrängten hohen kahlen Kalkbergen kommt die Dordogne in einem engen Tale herab, das sie zum Teil mit Geschieben bedeckt. Am nördlichen Ufer liegt das kleine muntere Städtchen Souillac. Es hat sich offenbar aufgenommen¹; man findet im Ort und an dem Ufer selbst manche erst vor kurzem erbaute Häuser. Man setzt hier über den reißenden Strom auf einer Fähre. Hinter dem Dorf Lansac auf der südlichen Seite erheben sich die Kalkberge sogleich und zwar sehr steil, verflachen sich aber oben in eine Ebene, worauf der Flecken Peyrac liegt, der wohlgebaut und ebenfalls in Aufnahme zu sein scheint. Am Ende derselben Ebene liegt Pont-de-Rhodes, ein kleines Dorf, wo die Kalkberge schon mit Weinstöcken bedeckt und mit einer Menge von Pflanzen des wärmeren Europas geschmückt sind; unter anderem waren die Abhänge voll Buchsbaum. Auf der Höhe der Berge hinter Pont-de-Rhodes hat man eine überraschende Aussicht. Links sieht man die hohen Gebirge der südlichen Auvergne, die ganze Kette des Cantal ziemlich nahe; in einer größeren Ent-

9 Postkutschenführer.

1 Vergrößert, erweitert.

fernung den Mont d'Or und noch weiter die Bergreihe vom Puy-de-Dôme. Vor sich entdeckt man in einer großen Ferne, wie eine Schicht von blauen Wolken, die Pyrenäen von den zackigen Bergen in Roussillon bis zu den runden Gipfeln, womit sie sich über Bayonne endigen. Um sich herum hat man die gedrängten Hügel von Quercy mit ihren Weinbergen und einzelnen Kastanienbäumen. Der weite Gesichtskreis, den man umfasst, die beiden Hauptgebirge von Frankreich, die man zu beiden Seiten übersieht, flößen erhabene Gedanken ein; es ist nicht sowohl die Schönheit, es ist die Größe der Aussicht, welche entzückt.

Das ehemalige Quercy ist wegen der tiefen engen Täler zwischen nackten oder doch nur mit Weinstöcken bedeckten Kalkhügeln ein warmes Land. Die Einwohner haben auch schon eine spanische Physiognomie, schwarz Augen, dunkle Haare; der gemeine Mann ist dabei sehr gelb und mager. Sie stehen in dem Rufe, rachsüchtig und bigott zu sein. An dem Letzteren hat man wohl keine Ursache zu zweifeln, wenn man ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion überall gewahr wird.

Gegen Cahors senken sich die Berge überhaupt, aber die Täler werden tiefer, die Berge dichter, gedrängter. Zwischen solchen Bergen liegt in einem Tal, an dem Lot, die Stadt Cahors. Der eine Teil derselben lehnt sich an den Abhang eines steilen Berges, der andere befindet sich auf einer schmalen Ebene, die den Lot in feinen Krümmungen bis zu einiger Entfernung begleitet. Diese schön bebaute Ebene mit ihren Kornfeldern, Gärten, Obstbäumen, besonders Mandelbäumen, in deren Mitte der Lot sich windet, macht einen angenehmen Kontrast gegen die hohen, steilen, mit Weinstöcken bedeckten Berge. Cahors ist ein beträchtlicher Ort, aber unregelmäßig gebaut, mit engen Gassen; doch sieht man einzelne hübsche Häuser. Die Kathedralkirche zeichnet sich durch ihre große Kuppel aus und soll zum Teil ein altes römisches Werk sein, ist aber so oft ausgebessert und durch Ansätze verändert, dass es schwerfällt, das Antike herauszufinden. Man sieht auch noch Überbleibsel eines römischen Amphitheaters und einer Wasserleitung. Die Gegend um die Stadt ist sehr fruchtbar; man rechnet Cahors zu den Städten in Frankreich, wo man am besten leben kann. Das Schweinefleisch, besonders die Schinken, Würste und dergleichen in Quercy sind überhaupt wegen der Kastanienmast sehr berühmt; auch die

Gartenfrüchte sind hier vortrefflich. Der Wein von Cahors hat überall einen großen Ruf erlangt. Er wird an niedrigen Stöcken auf den steilen Bergen gezogen, die den Bau sehr beschwerlich machen. Der Boden besteht aus einem grobschiefrigen grauweißen Kalkstein. Solange der Wein noch jung ist, gehört er zu den schlechteren Arten; er veredelt sich aber immer mehr mit den Jahren; er lässt sich dann, ohne schlechter zu werden, weit verfahren und erhält einen hohen Rang unter den französischen roten Weinen. Die Flasche von einem ganz guten Wein kostet an Ort und Stelle drei Livres; man kann sich also vorstellen, was der Wein von Cahors zu einem Gulden in Deutschland sein mag. Er wird über Bordeaux in das Ausland geschickt. Cahors schien tot, welches nicht zu verwundern ist, da der Handel überhaupt, also auch der Weinhandel, wenngleich weniger, doch immer beträchtlich in der Revolution leiden musste. Die Stadt war von jeher der katholischen Religion sehr zugetan.

In Quercy ist der Maisbau, den man bereits in einigen warmen Tälern des mittleren Frankreich antrifft, schon ganz allgemein. Das Maisbrot, welches hier sehr gut, von einer gelblich weißen Farbe, nur zu trocken und zu süß ist, gehört zu der gewöhnlichen Nahrung der Bauern. Man nennt den Mais überall *blé d'Espagne*², wahrscheinlich weil er zuerst aus Spanien kam.

Eine Menge von seltenen und schönen Pflanzen zeichnet die Täler um Cahors aus. Die Flora ist hier schon ganz südeuropäisch. Wir entdeckten eine noch bisher unbeschriebene Art von Löwenmaul (*Antirrhinum*), eine Gattung, welche dem südlichen Europa ausschließlich eigen ist und sich dort in einer schönen Mannigfaltigkeit findet.

Wenn man die steilen Berge hinter Cahors erstiegen hat, so ändert sich die Gegend, wird flacher, die Hügelketten stehen weiter voneinander ab und schließen weitere Täler ein. Die Gegend ist gegen Caussade außerordentlich fruchtbar und reizend. Dieser Ort ist klein, hat aber einen großen öffentlichen Platz, der mit hübschen Gebäuden umgeben ist, und scheint ziemlich munter und lebhaft. Hinter Caussade öffnen sich die Hügelketten von allen Seiten und verlaufen sich gänzlich; man entdeckt eine außerordentlich große, unübersehbare Ebene, die über Toulouse bis zu den Pyrenä-

2 „Korn aus Spanien“.

en geht. In dieser sehr fruchtbaren tonig-sandigen Ebene liegt auf einer kleinen Erhöhung die Stadt Montauban. Überall sieht man fruchtbare Kornfelder, die Wege sind mit Bäumen bepflanzt; man bemerkt die Spuren einer guten Kultur und eines sanften Klimas; Montauban selbst, ein beträchtlich großer Ort, liegt am Zusammenfluss des Tescou und Tarn. Der Kai am letzteren Fluss ist schön; man hat einen angenehmen Spaziergang an seinem Ufer angelegt, auch die vormaligen Wälle der Stadt in einen Spaziergang verwandelt. Die Gegend hat etwas außerordentlich Frohes und Angenehmes; die fruchtbare stille Ebene macht einen schönen Kontrast gegen die zackige Kette der Pyrenäen, die man bei einigermaßen hellem Wetter deutlich sieht. Eine schöne Brücke führt über den Tarn und verbindet die Vorstädte mit dem Hauptort. Ungeachtet die meisten Gassen eng und schlecht gepflastert sind, so ist doch der Teil der Stadt um den öffentlichen Platz regelmäßig und gut gebaut. Die Kathedralkirche ist ein großes, auffallendes, obgleich nicht nach dem besten Geschmack aufgeführtes Gebäude. Noch immer ist Montauban ein lebhafter Ort; Die Tuchmanufakturen, besonders von groben Tüchern, scheinen einen guten Fortgang zu haben und ungeachtet aller Unruhen, die diese Stadt erlitt, muss sie noch sehr bevölkert sein. Man findet hier schon die Sitten des üblichen Europa; die Handwerker arbeiten auf der Hausflur bei offenen Türen, selbst im Winter; man hört schon öfter die Gitarre und den elegischen spanischen Gesang; das Patois nähert sich dem Spanischen immer mehr; man sieht fast überall spanische Augen und Haare.

Da Montauban noch immer im Belagerungszustand war, so mussten wir unsere Pässe von dem Kommandanten nachsehen und unterschreiben lassen. Er wohnte in einer Vorstadt jenseits der Tarn, in einem kleinen, schlechten Haus, war ein ganz artiger, freundlicher Mann, der uns schnell und ohne Umstände abfertigte. Sein einfaches Haus, sein einfaches Wesen hatten etwas Republikanisches; ich wunderte mich, zum ersten Mal dergleichen zu finden. Aber in seinem Zimmer hängt ein schönes Kupfer von der Niedermetzlung der Nationalgarde zu Montauban, welches die Bürger der Stadt bedenken mögen.

Die Revolution tat weiter nichts, als allen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Montauban hat seit den ältesten Zeiten schon eine

Menge Unruhen erlitten, deren Ursache die Religion war. Die Stadt war ursprünglich ganz protestantisch und verteidigte sich mit einer außerordentlichen Tapferkeit gegen Ludwig XIII.³, der sie belagerte, aber gezwungen wurde, die Belagerung aufzuheben. Sie unterwarf sich nachher mit den übrigen protestantischen Städten in Frankreich, litt aber, wegen der Menge der Protestanten, zur Zeit der Dragonaden⁴ sehr viel. Die Lage der Protestanten im südlichen Frankreich, wo die Anzahl sehr groß war, blieb bekanntlich auch nach jener Epoche noch immer sehr drückend. Das einzige, was sie von der Regierung erhalten konnten, bestand darin, dass diese so gnädig war, sich nicht um sie zu bekümmern, wobei sie denn doch immer den persönlichen Unterdrückungen ihrer katholischen Mitbürger ausgesetzt blieben. Es geschah unter Ludwig XVI.⁵ sehr viel zu ihrer Erleichterung; allein es müssen sehr bestimmte Gesetze, die damals ganz fehlten, vorhanden sein, wenn man die Geistlichkeit einer Religionspartei hindern will, sich gegen Andersdenkende nicht Unterdrückungen zu erlauben. Ein alter tiefer Groll lässt sich nur durch eine unparteiische strenge Behandlung ersticken. Die Revolution gab den Protestanten völlige Freiheit, ihre Rache auszuüben; die Patrioten, wie sie damals hießen, zeichneten sich sogleich durch Verspottung der katholischen Religion und ihrer Bräuche aus: das Gespötte ging bald in Grausamkeit über, die leider zum Schaden ihrer eigenen Verteidiger Schutz unter den Gründern einer theoretischen Freiheit in Frankreich fanden. Langer Druck erzeugt schlechte Menschen; sie mochten sich also in einer beträchtlichen Anzahl unter den Protestanten finden. Diesem Drucke ist es überhaupt zuzuschreiben, dass die französische Revolution mit Grausamkeiten anfing, da hingegen die englische Revolution im vorigen Jahrhundert keine Beispiele dieser Art in den ersten Jahren aufzuweisen hat. Man muss die Geschichte der Revolution in dem südlichen Frankreich, in Languedoc, in Quercy, der Gascogne aus diesem Gesichtspunkt ansehen;

3 Ludwig XIII. (1601-1643) regierte Frankreich von 1610 bis zu seinem Tod.

4 Dragoner waren Fußsoldaten, die zur Erhöhung ihrer Mobilität mit Pferden ausgerüstet waren. Ludwig XIV. setzte solche Verbände ein, um den Widerstand gegen das Verbot der protestantischen Religionsausübung in Südfrankreich zu brechen. Dieses Vorgehen wird als Dragonaden bezeichnet.

5 Ludwig XVI. (1754-1793) regierte Frankreich von 1774-1792.

der Widerstreit beider Religionen war die vorzügliche Quelle aller Unruhen: und wenn es auch nicht ein reines Interesse an Religion ist, so knüpft doch das Volk an diesen Gedanken ungescheut alles, wovor sonst ein moralisches Gefühl erschrecken würde. Die protestantischen Patrioten übten zuerst Rache, die unter der Schreckensregierung mit aller Freiheit ausbrach und es ließ sich von der entgegengesetzten Partei erwarten, dass sie auch bei jeder Gelegenheit, wie hier bei dem Niedermetzeln der Nationalgarde und nachher durch die Jesus- und Sonnenkompanien⁶, die gleichfalls hier ihren Sitz hatten, eine auffallende Rache nehmen würde. Frérons⁷ Sendung drückte die Unzufriedenen nieder; kaum war Reubell⁸ und seine Partei im Direktorium gestürzt, so fingen die Unruhen bei Toulouse und in der Gascogne von neuem an.

Die protestantische Partei ging nur zu leicht in eine andere über, die viel Unglück über Frankreich gebracht hat: eine Partei, die den Fanatismus der Irreligion hatte und einen dogmatischen Unglauben lehrte. Manche, denen es unangenehm ist, wenn andere mehr wissen als sie, möchten diese Partei gern mit dem Namen Philosophen beschenken, um wahre Philosophie gehässig zu machen. Wenn sie ihre Wut an der Philosophie auslassen, so sollten sie bedenken, dass sie um nichts besser sind als jene französischen Fanatiker, die glauben, alle Religion sei abscheulich, weil einige zu Missbräuchen Veranlassung gegeben haben.

Ein besonderer Umstand verschaffte uns das Zutrauen der Missvergnügten und Katholiken dieser Gegend. Eine vormalige Nonne, die keinen Pass und, wie sich bald zeigte, kein Geld hatte, schätzte sich glücklich, mit uns unbemerkt reisen zu können. Man warnte uns beständig vor den Enragés⁹, den Republikanern, den Protestanten, welches dort völlig gleichbedeutende Worte waren; man setzte sehr oft die Erklärung hinzu: sie sind

6 Die Jesuskompanie war eine antirepublikanische Gruppierung.

7 Louis-Marie Stanislas Fréron (1754-1802) war ein Politiker der französischen Revolution.

8 Jean François Reubell (1747-1807), von 1795-1799 Mitglied des Direktoriums, bekämpfte die katholische Kirche.

9 Sozialrevolutionäre politische Gruppierung ab 1792, ab 1794 im Niedergang. Das Wort wurde und wird im negativen Sinne für Extremisten verwendet.

Enragés, denn sie sind Protestanten. Auf der ganzen Reise wurde nur einmal ein Bedienter, des Passes wegen, angehalten, und zwar in der Gascogne, wo er eben nach der Kirche fragte, um die Nonne aufzusuchen, die, wie sie sagte, *voulut faire une visite au bon Dieu*¹⁰. Und wodurch erhielten wir das Zutrauen dieser Nonne? Weil wir, sehr zufälligerweise, an einem Fasttage ein Abendessen von Fastenspeisen zubereiten ließen.

Aus dem Widerstreite dieser beiden Parteien erklärt sich ein anderer Umstand, der bei dem ersten Blick sehr sonderbar scheint, warum nämlich die Städte, worin die größten Unruhen vorfielen, oft am wenigsten litten. Dort war nämlich eine beträchtliche Partei, die sich der Revolution mit Heftigkeit und Tätigkeit annahm, auch immer durch die nahen Drohungen ihrer Gegner im Eifer erhalten wurde. An allen Ortschaften hingegen, wo diese Gegenwirkung fehlte, herrschte allgemeine Mutlosigkeit, Verdruss und Missvergnügen.

Die schöne Ebene von Montauban erstreckt sich über Montech bis an die Ufer der Garonne. Montech ist ein kleiner Flecken, dessen Bauart, dessen öffentlicher Platz mit Arkaden umgeben, schon völlig spanisch sind. Ein angenehmer Wald zwischen Montauban und Montech war zur Zeit der Jesuskompagnien sehr gefährlich. Wir sammelten jetzt dreist, ungestört und ruhig auf dieser reizenden Ebene eine Menge seltener, dem südlichen Europa eigentümlicher Pflanzen.

V.

Die Gascogne. Die Pyrenäen

Eine Lieue von Montech kommt man auf einer Fähre über die Garonne. Das Ufer der anderen Seite ist hoch, das diesseitige sehr flach und man findet jenseits ein hügeliges Land, die ehemalige Gascogne. Die Hügel bestehen überall aus Kalkstein, sind fruchtbar und gut bebaut; man hat sogar manches Land seit kurzem urbar gemacht. Die Dörfer und Städte liegen sehr malerisch an den Abhängen der Hügel oder auf ihren Gipfeln: eine Bauart, die in dem heißeren, südlichen Europa allgemein und

¹⁰ ...dem guten Gott einen Besuch abstatten wollte.

sehr nötig ist, da die niedrige Lage in heißen Klimaten manche endemische¹ Krankheiten verursacht. Daher legten auch die Portugiesen und Spanier in beiden Indien ihre Städte, wo sie die Wahl hatten, in gesunden Gegenden an; die Holländer hingegen und die meisten nordischen Völker befolgten törichterweise ihre Landessitte, die Städte in den tiefsten Gegenden zu erbauen. Auch sieht man hier eine Menge einzelner Häuser und Meierhöfe². Die Dächer sind viel flacher als in den nördlichen Gegenden, nur findet man sie in der Nähe der Pyrenäen wiederum spitzer. Das Land würde sehr schön sein, wenn es mehr Wald hätte. Die Gascogner sind noch immer ihrem Nationalcharakter getreu, noch ebenso munter, geschwätzig und freundlich, noch ebenso heftig und stolz als ehemals; sie verbinden den spanischen Stolz mit französischer Lebhaftigkeit. Das Volk singt in den übrigen Provinzen von Frankreich selten, gewiss viel seltener als vor der Revolution; hier schallten noch überall Lieder aus den Tälern entgegen. Es schadet einer Republik nicht, wenn es nur Parteien gibt; sie sind hier stark und erbittert: viel schlimmer ist es, wenn eine kleine Anzahl kühner Faktionisten ein ganzes Volk regiert, wie die Türken in Algier oder die Anhänger der Triumvirn am 18. Fructidor.

Das Frauenzimmer in einem Teil der Gascogne ist ungemein schön und reizend, das schönste, was ich bisher in Frankreich sah. Eine große Statur, ein voller Körperbau, eine weiße Haut, eine schöne Form, ungemein schöne Augen, ein edles munteres Wesen müssen einem Fremden außerordentlich auffallen. In Bigorre nimmt die Schönheit ab, um in der Gegend von Bayonne noch schöner wieder zu erscheinen.

Wir kamen über den Flecken Beaumont, der diesen Namen durch seine schöne Lage verdient, aber wegen seiner Enragés bekannt war. Hier geschah auch jene Frage nach dem Pass, wovon ich vorhin redete. Durch einen Wald ging der Weg zum Flecken Mauvezin. Hinter diesem Ort erheben sich die Berge mehr, man entdeckt die Pyrenäen näher und majestätischer. An dem Abhange eines Hügels in einer sehr nackten Gegend liegt

1 Eine Endemie ist das andauernde und gehäufte Auftreten einer Krankheit in einer begrenzten Region oder Population.

2 Ein von einem Verwalter (Meier) geleiteter Bauern- oder Gutshof eines adligen oder geistlichen Besitzers.

Auch, die Hauptstadt der Gascogne, an dem Fluss Gers, der aber nur ein Bach ist. Der ungleiche Boden erlaubt keine regelmäßige Bauart, doch sind einige Gassen gerade, breit, gut gepflastert und voll hübscher Gebäude. Die Kathedralkirche verdient, ihrer Größe und Bauart wegen, gesehen zu werden, ungeachtet ein sehr gemischter Stil darin herrscht. Aber besonders merkwürdig sind die gemalten Fenster dieser Kirche, welche, der außerordentlich hohen, lebhaften und schönen Farben wegen, zu den besten in dieser Art gehören. Auch die Zeichnung ist nicht schlecht, wenn sie gleich dem Kolorit³ sehr nachsteht. Der Erzbischof François Guillaume de Clermont-Ludève⁴ ließ sie im Anfang des 16. Jahrhunderts malen.

Die Gegend um Auch besteht aus ziemlich hohen Hügeln von Kalkstein mit engen Tälern, auf denen viel Wein gebaut wird, auch zieht man in den Weinbergen viele Feigen. Die Stadt ist nicht sehr lebhaft, wozu die ungünstige Lage zwischen dürren Hügeln gewiss viel beiträgt. Man hatte uns so viel von der republikanischen Heftigkeit der Departementsverwaltung in Auch gesagt, dass wir es für das sicherste hielten, unsere Pässe unterschreiben zu lassen. Wir fanden die Herren ungemein höflich gegen Fremde, ungeachtet wir keinen Grund haben, an dem allgemeinen Ausspruch zu zweifeln. Es ist gewiss, dass die französische Nation sehr liebenswürdig ist, sobald man ihre Leidenschaften nicht erregt.

Die Kalkberge hielten bis Mirande an, einer kleinen, schlecht gebauten, aber munteren Stadt, an dem Abhang eines Hügels in einem Tal, welches sich von Norden nach Süden gegen die Pyrenäen zu öffnet. Das Land bis dahin ist sehr bebaut, man schien den Ackerbau mit besonderer Sorgfalt zu treiben. Die Gegend wird beständig schöner, je näher man den Pyrenäen kommt. Ein kleiner Flecken, Mielan, liegt an einem munteren Hügel, hinter dem sich die Berge etwas erheben, aber auf der anderen Seite bald wieder in das schöne Tal von Belle Comtat verlaufen. Man steigt über eine zweite Hügelkette, an deren Abhang Rabasteins liegt, jetzt ein kleiner Flecken, einst eine blühende Stadt, bis sie in den Religionskriegen⁵ das Ungeheuer

3 Kolorit bezeichnet den farblichen Gesamteindruck eines Bildes.

4 François Guillaume de Clermont-Ludève (1480-1541) war 1507 Bischof von Auch.

Monluc⁶ zerstörte. Man sieht noch Trümmer alter Gebäude, man darf sich an die Geschichte nicht erinnern, um Unwillen über das zu empfinden, was Religion veranlassen konnte. Traurige Empfindungen in dieser reizenden Gegend.

Hier ist sie auch wirklich bis zum Entzücken reizend. Ein munteres, schön angebautes Land mit häufigen Flecken, Dörfern und einzelnen Häusern, Hügel, deren Abhänge mit Gebüsch bekleidet sind, offene, flache, muntere Täler, vortreffliche Wege und daneben die nahen Pyrenäen, die majestätischen, sich über alle anderen erhebenden Gipfel in Bigorre und die zackigen, gleichsam mit einem kühnen Gipfel in die Luft gezeichneten Spitzen in Foix und Roussillon; eine frohe lachende Flur, über welcher der Genius der Erhabenheit schwebt.

Aber alles übertrifft das reizende Tal von Tarbes, worin man bei Rabasteins tritt. Durch die weite ausgedehnte Ebene, welche keinem Tale mehr gleicht, führt ein schöner, schnurgerader, ebener Weg, wie in einem Zimmer, zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt. Neben dem Weg sieht man sorgfältig bewässerte Wiesen; Felder und Weinberge bedecken das Tal; der Weinstock schlingt sich an Bäumen in die Höhe und die Ranken hängen in Festons⁷ verflochten herab; hübsche Gebäude erblickt man halb im Haine von italienischen Pappeln versteckt. Vor sich hat man die Stadt Tarbes mit ihren zierlichen Türmen. Plötzlich erhebt sich dahinter, unvorbereitet und schnell, die Kette der Pyrenäen; vor ihnen in der Mitte der Pic du Midi de Bigorre, nur anderthalb Meilen entfernt, ein Berg über 9 000 Fuß über die Meeresfläche erhaben; um ihn herum die übrigen hohen Gipfel des Gebirges gedrängt. Es gibt vielleicht wenig Gebirge, wo ein so vollkommenes Tal, in dem schönsten Klima gelegen, sich so nahe bis an den Fuß so hoher Berge erstreckt. Die Alpen entbehren durchaus in ihrem ganzen Umfang dieser Schönheit. Ihre hohen Gipfel liegen in der Mitte des

5 In den Hugenottenkriegen (1562-1598) bekämpften und verfolgten katholische Adlige die protestantischen Hugenotten.

6 Blaise de Monluc (ca. 1500/02-1577) war ein Kommandant der französischen Armee.

7 Festons sind Gehänge oder künstlerisch gestalteter Zierrat.

ganzen Gebirges und werden lange vorher durch Berge, die viel niedriger sind als der Pic du Midi, angekündigt.

Als wir nicht weit von Rabasteins waren, ging die Sonne auf und erleuchtete die beschneiten Gipfel, die brennend rot sich aus den dunklen Massen erhoben. Bald stand das Gebirge mit seinen schroffen Abhängen, seinen Spalten, Höhen und Tälern in vollem Licht vor uns. Am schönsten ist die Aussicht auf der schönen Brücke über den Adour beim Eintritt von Tarbes. Der Pic du Midi liegt gerade gegenüber. Die Entfernung verschwindet gegen die ungeheure Masse; man glaubt, ihn mit der Hand erreichen zu können.

Tarbes ist eine sehr angenehme, hübsche Stadt mit einem vortrefflichen öffentlichen Platze, gut gepflasterten, geraden, sehr reinlichen Gassen und hübschen Gebäuden. Die Häuser sind massiv und mit Schiefer gedeckt. Der Ort schien munter und lebhaft; man trifft darin alles, was zur Bequemlichkeit nötig ist; man muss hier durchreisen, um zu den Bädern von Bagnères und Barèges zu kommen. Tarbes ist die Hauptstadt der Landschaft Bigorre. Die Bigorrier haben in ihrer Tracht und ihrem Betragen etwas Spanisches: die Männer tragen häufig braune Mäntel und eine flache Kappe (*barrette*); die Weiber haben eine Art von weißem Schleier um den Kopf gewunden (*capulet*). Ihr Gesang hat das schreiende Unangenehme des Spanischen. Die Weiber sind nicht so hübsch als die schönen Bewohnerinnen der Gascogne und des französischen Landes der Basken. Aber man sieht hier und in Béarn die Weiber selten ohne Arbeit; sogar im Gehen pflegen sie zu stricken oder eine ähnliche Handarbeit zu verrichten. In diesem Teile von Frankreich bemerkt man auch schon hier und da Häuser ohne Glasfenster: eine unangenehme Einrichtung des südlichen Europa, welche zwingt, entweder dem Wetter ausgesetzt zu sein oder des Lichts zu entbehren.

Die Pyrenäen ziehen sich, wie bekannt, von Osten nach Westen, auch die einzelnen Berge folgen meistens diesem Zug, wenn dieser nicht durch die Dicke oder Rundung der Bergmassen versteckt wird. Man sieht an den meisten Bergen quer herablaufende Kämme, welche mit den Tälern, die fast immer von Norden nach Süden streichen, einerlei Richtung haben. Kleine Seitentäler öffnen sich nicht selten in diese größeren Haupttäler. Die

Grundlage des ganzen Gebirges ist Granit, der an den niedrigen Bergen und besonders in dem östlichen Teile der Kette deutlich zum Vorschein kommt. Ihn scheint der Schiefer zu decken, aus dem mehrere ziemlich hohe Berge bestehen. Der ursprüngliche Kalkstein folgt nun, welcher die Hauptmassen der beträchtlichsten Berge bildet. Endlich deckt nicht selten ein Kalkstein mit Versteinerungen die höchsten Gipfel.

Tarbes liegt dem höchsten Teil der Pyrenäen beinahe gerade gegenüber. Am Adour streckt sich das schöne Tal von Campan in die Höhe bis zum Städtchen Bagnères, fünf Lieues von Tarbes, über den der Pic du Midi sich erhebt, von vorn schroff und unersteiglich, aber von der hinteren Seite so bequem durch einen schlängelnden Weg zu ersteigen, dass nicht selten Badegäste von Barèges sich dieses Vergnügen machen. Die Höhe des Pic de Midi ist durch das Nivellement der Herren Reboul und Vidal⁸ so genau gemessen als kein Berg von einer so beträchtlichen Höhe. Sie fanden die Höhe desselben über die Meeresfläche 1 506 Toisen oder 9 036 Fuß⁹, folglich so ansehnlich, dass dieser Berg unter den Schweizeralpen schon unter die Berge vom zweiten Range gehören und sich beträchtlich weit in die Eiszone erstrecken würde. Die Pyrenäen sind überhaupt, da sie in einem wärmeren Klima liegen, des Eises wegen viel leichter zu ersteigen als die Schweizeralpen, ungeachtet sie, überhaupt genommen, steiler und schroffer sind. Von Tarbes kommt man auf Bagnères de Bigorre, einen kleinen aber niedlichen Ort, der Bäder wegen bekannt, und von dort über Campan um den Pic du Midi nach Barèges in dem Tal von Bastan, einem kleinen wilden und traurigen Quertal. Barèges, ein Flecken von etwa sechzig Häusern, wird, seiner Mineralwässer wegen, gleichfalls besucht. Von dort erstreckt sich das Haupttal von Barèges südwärts an der Gave in die Höhe, führt über Gavarnie, einen kleinen Flecken, gerade zum Fuße des Marboré, dessen eine Spitze, der Mont Perdu, die höchste unter den Pyrenäen ist.

8 Henri Reboul (1763-1839), Geologe, Bergsteiger und Forscher, und der Astronom Jacques Vidal (1747-1819) trugen maßgeblich zur Vermessung und Erforschung der französischen Pyrenäen bei.

9 1 Toise waren 6 Fuß = 1,80 Meter, wenn man mit 1 Fuß = 30 Zentimeter rechnet. Der Berg ist also nach der Vermessung von Reboul und Vidal ca. 2 710 Meter hoch. Seine tatsächliche Höhe beträgt 2 877 Meter.

Ihre Höhe über der Meeresfläche beträgt 1 763 Toisen oder 10 578 Fuß¹⁰, ist aber noch nicht völlig erstiegen. An seinem Fuße macht die Gave einen Wasserfall von 1 266 Fuß Höhe, folglich den höchsten in Europa, da er 300 Fuß höher ist als der des Staubbaches in der Schweiz.

Wer die Pyrenäen genauer will kennenlernen, mag die Beschreibung von Ramond de Carbonnières¹¹ nachlesen, welche auch ins Deutsche übersetzt ist, womit dessen neueste Abhandlungen im Journal des mines zu verbinden sind. Der Verfasser, dessen Bruder zu Tarbes wohnt, hatte Gelegenheit, oft und lange zu untersuchen. Dieses ist den Gebirgen durchaus nötig, weil die Schwierigkeiten, welche man bei jedem Schritt antrifft, zu groß sind und nicht jeder Versuch mit einem glücklichen Erfolge gekrönt ist. Ein Beispiel hiervon ist die Schweiz. Ungeachtet kein Land von Reisenden so sehr besucht ist, so ist doch in Rücksicht der natürlichen Merkwürdigkeiten noch außerordentlich viel zu tun übrig. Eine andere vortreffliche Beschreibung der Pyrenäen haben wir von Pazumot¹² erhalten.

Der Weg von Tarbes nach Pau geht über niedrige Hügel, die aus abgerollten Kieseln bestehen und oben ein wenig mit Heide, gegen das Tal von Pau aber mit schönen Bäumen bedeckt sind. Der Weg ist angenehm; beständig entfalten sich andere Gipfel der Pyrenäen. Die Stadt Pau liegt in einem Tal, welches beinahe mit dem Tal von Tarbes eine gleiche Richtung hat und sich ebenfalls gegen die Pyrenäen öffnet, an der Gave, einem kleinen Fluss, der aber zuweilen außerordentlich anschwillt. Die Stadt ist ziemlich groß; eine breite, gut gepflasterte, reinliche Gasse mit hübschen Häusern erstreckt sich durch die ganze Länge des Ortes; am äußersten Ende gegen Westen liegt das alte Schloss, worin Heinrich IV. geboren wurde. Es ist noch gut erhalten, aber freilich jetzt einem Gefängnis ähnlicher als einem Schloss. Die Lage ist äußerst schön. Es liegt über der Gave, deren Ufer hier tief und gerade abgerissen sind; man übersieht die muntere Gegend von

10 3 173,40 Meter.

11 Louis Ramond de Carbonnières (1755-1827) war ein französischer Politiker, Geologe und Botaniker. Er erforschte die Pyrenäen und veröffentlichte 1789 das Werk *Observations faites dans les Pyrenées, pour servir de suite des observations sur les Alpes*.

12 Françoise Pazumot (1733-1804) war Geograph, Physiker und Mathematiker.

Pau mit ihren Nebenhügeln und Hainen und noch sehr nahe erheben sich hohe Gipfel der Pyrenäen, unter welchen sich hier der Pic du Midi des Tales von Ossan auszeichnet. Eine Brücke führt über die Gave durch einen Park mit vielen Alleen, aus dem man sogleich in ein reizendes Kastanienwäldchen tritt. Die Gegend um Pau hat vielleicht mehr Mannigfaltigkeit als die Gegend von Tarbes, ungeachtet die letzte, wegen der großen Kontraste, den Eindruck des Erhabenen macht; zum beständigen Aufenthalt möchte man vielleicht Pau vorziehen, weil die Abwechslungen größer und die Spaziergänge schöner sind.

Die Hügel von Pau bestehen aus Geschieben, welche wahrscheinlich die Gave aus dem höheren Gebirge mitbrachte und dort absetzte. Der weiße Wein von Pau, der besonders gut beim Dorf Jurançon wächst, ist sehr berühmt und verdient, seiner Lieblichkeit wegen, diesen Ruf in der Tat. Man zieht hier viel Mais; das *Pain bis*¹³ des gemeinen Mannes ist Maisbrot. Die Gärten sind hier und in Bigorre oft mit spanischem Rohr (*Arundo donax*) eingefasst. Der Flachsbaum von Béarn ist sehr beträchtlich; man findet überall die Weiber in Leinwand arbeiten, nähen, stricken und dergleichen. Doch ist Pau tot, woran die Entfernung des Adels besonders Schuld sein mag. Vor dem Thor sieht man noch den schönen vormaligen Palast des Erzbischofs von Pau. Die schönen Ländchen Bigorre und Béarn haben während der Revolution eine größere Ruhe im Ganzen genossen als die übrigen Gegenden, welche den Quellen der Unruhen näher waren.

VI.

Orthez. Bayonne. Eintritt in Spanien

So wie man von Pau sich entfernt und sich westwärts nach Bayonne wendet, entfernt man sich zugleich von den Pyrenäen, die auch immer mehr an Höhe abnehmen. Über Hügel, die aus Geschieben bestehen, nachher über höhere Kalkhügel, kommt man durch ein vortrefflich angebautes, munteres Land zum Flecken Artix und weiterhin durch eine ebenso angebaute, etwas mehr waldige Gegend zur Stadt Orthez. Sie liegt auf einer Erhöhung; auf einem Hügel über der Stadt sieht man die Überbleibsel eines

13 Graubrot/Mischbrot.

alten Schlosses. Die Gassen sind zwar winklig und eng, aber im Ganzen ist doch das Städtchen nicht übel gebaut, mit manchen hübschen Häusern, auch, wie alle kleineren Städte, jetzt munterer als die großen. Wir hatten hier Gelegenheit, uns von einer sonderbaren Tatsache zu überzeugen, die man uns schon von Paris zu Toulouse erzählte, dass nämlich die Weiber Messe lesen. Die Wirtin in dem Hause, worin wir wohnten, wandte sich an unsere Begleiterin, die Nonne, um sie wegen dieser Angelegenheit um Rat zu fragen. Die Frauenzimmer, beständig andächtiger als die Männer, können es nicht über sich erhalten, bei einem konstitutionellen Priester Messe zu hören; und um dieser Sünde, wie sie glauben, auszuweichen, verfallen sie in eine Sünde, die selbst nach den Lehren ihrer Religion größer ist als jene. Es wurde unserer Wirtin vorgestellt, dass die Vorschriften der katholischen Religion den Weibern verbieten, Messe zu lesen, und dass diese ebenso wenig gültig sei als die Messe eines konstitutionellen Priesters; aber ich bin überzeugt, sie wird darum nicht aufhören: denn ohne Zweifel gefällt sie sich zu gut in diesem Geschäft. Dass dieses sehr heimlich geschieht, lässt sich erwarten. Aus diesem Zug kann man aber abmessen, welche Richtung die Köpfe mancher Menschen im südlichen Frankreich genommen haben und welchen Unwillen die damaligen Verordnungen des Direktoriums, wodurch man republikanische Festtage erzwingen wollte, verursachen mussten. Die französische Regierung hat sich in Rücksicht der Religion der größten Inkonsequenzen schuldig gemacht.

Die Hügel fahren noch bis auf eine geringe Entfernung hinter Orthez fort, verlaufen sich aber dann gegen die Gave, an welcher der Weg fortläuft. Man kommt über Peyrehorade, einem kleinen äußerst schlecht gebauten Flecken, einem portugiesischen Städtchen ähnlich, nach Port-de-Lanne, einem großen Dorfe, wo man über den Adour in einer Fähre setzt, der sich hier mit der Gave vereinigt. Einige Sandsteinhügel liegen noch am Adour; dann steigt man bald herauf auf die Ebene von Bayonne. Die Pyrenäen nähern sich hier wiederum, sind aber viel niedriger und endigen sich gegen das Meer in abgerundeten einzelnen Gipfeln.

Die Gegend an dem Meeresufer bei Bayonne, der Anfang der Heiden, welche sich durch das Departement *des Landes* bis Bordeaux verbreiten, geben einen Vorgeschmack der Heiden in Portugal; man glaubt in der Nähe

von Braga zu sein. Die Wälder bestehen aus Korkbäumen, die hier höher und schöner sind als gewöhnlich in Portugal, und einer besonderen Art von Fichten (*Pinus maritima* Gérard¹), die man ebenfalls in Portugal häufig sieht. Ein großer Teil ist mit Heidearten bedeckt, welche dem südlichen Europa, besonders den portugiesischen Heiden, eigen sind (außer der *Erica vulgaris* noch häufig *Erica ciliares*, *seoparia*, *cinerea*, *vagans*); auch findet man schon den Einfluss mit Salbeiblättern in Menge und von ansehnlicher Größe; ferner den strauchartigen Steinsamen (*Lithospermum fruticosum*) und andere Pflanzen mehr. Alles dieses gibt der Gegend ein fremdes Ansehen und macht, dass sie beim ersten Blick gefällt. Das Meer ist mit vielen Sanddünen umgeben, auf denen man hier und da vortrefflichen Wein zieht, besonders in der Gegend von Kap Breton. Es war uns sehr angenehm, die Gartennelke (*Dianthus luryophyllus*) dort wild und in der schönsten Blüte zu finden. Das Klima der Gegend um Bayonne ist sehr warm, im Sommer beträchtlich heiß, wie auch die Pflanzen dieser Gegend beweisen; der Lorbeer steht gleichsam wild in den Hecken, wodurch sich die Passionsblume ganz verwildert schlingt.

Diese Heiden von Bordeaux sind mit Geschieben bedeckt, welche die Garonne und der Adour von den Pyrenäen mit sich herabführen. Ohne die Nähe dieses hohen Gebirges würden die Gegenden wahrscheinlich Marschgegenden sein.

Ungefähr eine Stunde vom Meer liegt Bayonne, ein angenehmes heiteres Städtchen. Der Adour trennt die Vorstadt und die Zitadelle; durch die Stadt selbst fließt ein kleines Flüsschen, die Nive. Eine hölzerne Zugbrücke, um Schiffe durchzulassen, verbindet die Vorstadt mit der eigentlichen Stadt, war aber damals so schadhaf, dass kein beladener Wagen über sie fahren konnte. Man musste also einen kleinen Zoll erlegen, wenn man darüber ging und fuhr, der zur Verbesserung der Brücke sollte angewendet werden. Die Bauart von Bayonne ist schon ziemlich spanisch; allenthalben sieht man Balkone vor den Fenstern und in vielen Gassen findet man Bogengänge vor den Häusern. Der Place de la Liberté, von dem man durch ein Tor zu einer angenehmen Promenade am Adour kommt, ist mit hübschen Häusern umgeben und sehr munter. Überhaupt scheint Bayonne ein lebhaft-

1 „Gérard“ ist das Kürzel des Botanikers Louis Gérard (1733-1819).

ter Ort. Der Fluss war voll Schiffe; unter anderem befanden sich auch einige Fregatten daselbst, die aber erst zur Passage ihre Kanonen und andere Gerätschaften an Bord nehmen sollten, weil sie sonst hier nicht auslaufen können. Verschiedene Schiffe wurden gebaut. Der Eingang des Hafens ist eng und gefährlich; oft tobt bei dem besten Wind das Meer so heftig, dass die Barre² nicht zu passieren ist. Die Bai von Biskaya, in deren Winkel Bayonne liegt, gehört bekanntlich zu den gefährlichsten Meeren in Europa; eine beständige Bewegung des Wassers aus Nordwest, die man bemerkt, sobald man den Kanal verlässt, treibt die Fluten mit großer Heftigkeit in diesen Meerbusen.

In Bayonne hört man unter dem gemeinen Volke die alte bizkaische oder baskische Sprache sehr häufig. Man hat mir versichert, dass die Sprachen der französischen und spanischen Basken so verschieden wären, dass sich diese Völker einander nicht verstünden. Eine Menge Wörter, die ich mir sagen ließ, scheinen mir eine sanfte Sprache anzuzeigen, die von allen andern sehr verschieden ist, ungeachtet einige Ausdrücke ursprünglich lateinisch waren. Von der ersischen³ und der Sprache in Wales, von der Sprache in Niederbretagne weicht sie sehr ab; die Kehlentöne jener Sprache fehlen ihr beinahe ganz. Die Bewohner der Pyrenäen sind wegen ihrer Gewandtheit und Stärke sehr bekannt: sie dienen zu vortrefflichen leichten Truppen, die besonders im Gebirge zu gebrauchen sind. Man nennt sie gewöhnlich Miquelets; im Kurialstil⁴ hießen sie im vorigen Kriege Kantabrer⁵. Ihre Uniform ist braun mit grünen Aufschlägen und Kragen. Das Frauenzimmer ist in Bayonne und der umliegenden Gegend von hoher Schönheit; ein großer, schlanker Wuchs ist oft mit einer regelmäßigen Gesichtsform, einer blendend weißen Haut und brennend schwarzen Augen verbunden. Man kann im Ganzen annehmen, dass England die meisten hübschen Weiber; dieser Teil von Frankreich, ein Teil von Spanien und Norditalien die schönsten Weiber hervorbringt und dass man, wie gewöhnlich, nicht weiß, was man von Deutschland überhaupt sagen soll.

2 Eine Barre ist eine Sandbank an der Mündung eines Flusses ins Meer.

3 Ersisch ist die schottisch-gälische Sprache.

4 Der Begriff Kurialstil bezeichnet die Amtssprache.

5 Benannt nach der nordspanischen Provinz Kantabrien.

In Bayonne muss man die Pässe von der Munizipalität und dem spanischen Konsul (wenn er nämlich vorher von dem spanischen Gesandten in Paris unterzeichnet ist) unterschreiben lassen. Der Maire⁶ besorgte das Letztere mit vieler Gefälligkeit und Höflichkeit selbst.

Der Weg nach Jean-de-Luz führt an den Vorbergen der Pyrenäen hin, die mit Heide und Hecksamen (*Ulex europaeus*⁷) bedeckt sind. Der Letztere wird außerordentlich hoch in diesen Gegenden und macht durch die gelben Blüten, womit er übergossen ist, ein schönes Ansehen. Jean-de-Luz ist eine kleine, tote Stadt. Das Meer bildet hier einen Busen und einen kleinen schlechten Hafen, den man oft durch Kunst zu verbessern suchte; aber immer zertrümmerte das wilde Meer die angefangenen Werke. Hinter Urrugne, einem Dorf, werden die Berge, da wo der Bidassoa die Grenze zwischen Frankreich und Spanien macht, hoch und steil. Das Andenken an die kleine Insel, wo der pyrenäische Friede geschlossen wurde, ist noch nicht erloschen. Eine Menge Tamarisken (*Tamarix gallica*) schmücken die Ufer dieses Flusses oder vielmehr Baches, denn seine Breite und Tiefe sind unbeträchtlich. Der Eintritt in Bizkaia hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten, man sah die Pässe kaum an, man durchsuchte die Koffer nicht; kurz, die Folgen der politischen Verbindung zwischen Frankreich und Spanien und der Freiheiten von Gipuzkoa waren sehr merklich. Einige, doch wenige, zerstörte Häuser am Wege zwischen Urrugne und Irun gaben eine traurige Erinnerung an das, was vor kurzem vorgefallen war. Eine Brücke und ein paar Häuser befinden sich auf der Grenze, die sich gerade in einer rauen, wilden Gegend befindet.

Wir verließen nicht ohne Empfindung den Boden einer Republik, die damals nach dem Frieden von Campo Formio⁸ zu einem großen Ansehen gekommen war und wirklich einen Teil von Europa in Furcht hielt. Es wäre sehr ungerecht, wenn man behaupten wollte, es sei gefährlich oder unangenehm gewesen, in diesem Land damals zu reisen. Die Wege waren gut, ausgenommen in der Nähe von Bayonne, wo sie der Krieg verdorben hatte; die

6 Bürgermeister.

7 Stechginster.

8 Der Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797) zwischen Napoléon und Kaiser Franz II. beendete den Ersten Koalitionskrieg.

Wirtshäuser ebenfalls; es war sehr wohlfeil und man reiste unter höchst gefälligen Menschen. Ich habe mich oft auf botanischen Spaziergängen ganz allein sehr weit und in mir völlig unbekannte Gegenden gewagt. Allein auf der anderen Seite wäre es sehr ungerecht, wenn man behaupten wollte, man habe in diesem Land etwas mehr von Freiheit als den Namen und die Freiheitsbäume gesehen. Überall war man mit der Regierung unzufrieden; sie erhält sich nur durch Furcht und durch die Scheu vor allen Revolutionen, welche die Nation natürlicherweise erfüllen muss. Außer Paris selbst scheint es doch nicht, als ob man im Lande die Rückkehr aller Emigrierten wünscht und das ist auch sehr natürlich. Kurz, man sollte alle eifrigen Republikaner, um sie von ihrer ansteckenden Krankheit zu heilen, nach Frankreich schicken; sie würden bald gestehen müssen, dass eine sanfte Monarchie viel glücklichere Staaten macht als eine Republik.

Frankreich überhaupt genommen hat große Naturschönheiten, hohe Gebirge, schöne Ströme, vortreffliche Fluren. Ein Niederdeutscher vermisst die üppigen Wiesen und das schöne Grün seines Vaterlandes, ein Oberdeutscher die hochstämmigen dunklen Wälder, welche den Horizont umgeben. Nirgends sahen wir schöne natürliche Wälder, ungeachtet wir doch durch das ganze Reich der größten Länge nach kamen. Die Eichen sind nie so schön als bei uns, die Buche, deren verstrickte Zweige und munteres Grün im Frühling so reizend sind, trifft man selten an. Um Paris und Versailles ist die Ulme am häufigsten gepflanzt; im mittleren Frankreich der zahme Kastanienbaum, der allerdings zu den schönsten Bäumen gehört. Im südlichen Frankreich sieht man, außer den gepflanzten Bäumen, Nuss- und Obstbäumen, nur Eichen, aber in sehr verschiedenen, oft kleinen Abänderungen. Die Meertanne findet sich dort in der Nähe sandiger Meerufer; unsere Tanne ist selbst im nördlichen Frankreich selten und die Lerche, Rottanne, Weißtanne sind nur auf den höchsten Gebirgen zu finden; die Pinie sieht man nur noch einzeln. Hügel mit Gebüsch findet man häufig durch das ganze Land. Man pflanzt im mittleren und südlichen Frankreich wenig Weidenbäume, die bei uns der Landschaft einen besonderen Charakter geben; im südlichsten Teil hat man eine eigene Weidenart, die noch nicht gehörig beschrieben scheint (*Salix nigra*). Hieraus kann man sich ungefähr vorstellen, welche Eindrücke eine französische Landschaft macht. Die

Landhäuser sind zum Teil, besonders im mittleren Frankreich, sehr schön, liegen aber zwischen Fluren oder in den Ortschaften selbst, gewöhnlich mit italienischen Pappeln und Alleen umgeben. Die englischen Landhäuser in einiger Entfernung von der Heerstraße, doch so, dass man sie deutlich sieht, vor ihnen ein großer Rasenplatz, hinter ihnen oder zur Seite ein schattiger Park, haben eine viel angenehmere, mit weit mehr Geschmack gewählte Lage als die französischen. Die kleinen Landstädte in Frankreich sind schmutzig, schlecht gepflastert und schlecht gebaut; in England sieht man das Gegenteil, sie sind meistens heiter und lachend. Aber die beständige Wiederholung ähnlicher Schönheiten ermüdet den Reisenden, der eine beträchtliche Strecke von England durchschreitet, ganz außerordentlich; und daher finden die Engländer die wilden, weniger angebauten Gegenden von Wales so schön. Deutschlands Wälder übertreffen alles, was man im südlichen Europa von dieser Art sieht; nur schade, dass sie bloß zwei oder drei Monate im Jahr angenehm sind.

VII.

Bizkaia

Aus Frankreich kommt man von dieser Seite zuerst in die Landschaft Gipuzkoa, welche einen Teil der spanischen Provinz Bizkaia ausmacht. Diese Provinz zeichnet sich vor den anderen spanischen Provinzen durch ihre großen Freiheiten und die viel geringeren Abgaben aus, da sie weniger als die übrigen verschiedenen drückenden Monopolen unterworfen ist. Man muss daher noch nicht glauben, dass man sich in dem eigentlichen Spanien befindet und hoffen, man werde überall solche Bequemlichkeiten auf der Reise antreffen als hier.

Die schmale, übrigens aber vortreffliche Heerstraße nach Madrid führt zwischen hohen, gedrängten Bergen durch. Die Täler sind sehr gut angebaut; man pflanzt Mais und Rüben; die Abhänge der Berge sind mit einzelnen Kastanienbäumen und niedrigen Eichen besetzt. Die Berge bestehen überall aus Kalkstein, der aber sehr oft schwarz und schiefrig ist, auch mit Tonschiefer wechselt; daher sieht man wenig Felsen in Massen, wohl aber ist das Gestein auf den Gipfeln der Berge entblößt und zertrümmert und

die Abhänge oft mit kleinen Steinen bedeckt. Die Höhen erlauben selten einige Kultur, sie sind nackt und unfruchtbar; allein doch sieht man zuweilen in einer beträchtlichen Höhe am steilen Abhange der Berge, gewiss mit außerordentlicher Mühe, ein Plätzchen eingefasst und bebaut. Man würde den Bizkaiern sehr unrecht tun, wenn man sie mit den übrigen Spaniern für ein träges Volk halten wollte; sie zeichnen sich durch eine viel größere Lebhaftigkeit im Betragen, durch eine größere Reinlichkeit im Anzug aus. Man findet einen sehr geringen Unterschied zwischen ihnen und den benachbarten Franzosen; nur ist das Frauenzimmer nicht von der hohen Schönheit und überhaupt von einer gewöhnlichen Gestalt. Es trägt gewöhnlich ein Tuch um die Haare gebunden, wie die Portugiesinnen, mit denen sie überhaupt in Rücksicht der Munterkeit und Höflichkeit, sowie in der verdorbenen spanischen Sprache, manche Ähnlichkeit haben. Außerdem wird aber auch die baskische Sprache, vorzüglich in der Nähe von Frankreich, noch häufiger geredet.

Das erste Städtchen, welches man auf dieser Reise antrifft, ist Hernani. Für ein kleines Landstädtchen hat es gute Häuser, nur fehlen hier beinahe überall die Glasfenster: das Licht fällt gewöhnlich durch die Tür, welche zum Balkon führt, in der auch ein paar Klappen befindlich sind. Diese Bauart ist von nun an durch die ganze Halbinsel sehr gewöhnlich. Die Zimmer findet man mit Heiligenbildern behängt, besonders Kupferstichen von berühmten Marienbildern, meistens ein *verdadero retrato de Nuestra Señora de Burgos, de Zaragoza, de Montserrat*¹ und dergleichen mehr. Die Spanier halten mehr auf Bilder als die Portugiesen. Die Kirchen haben ein viel netteres Ansehen als in Frankreich. Die Glocken hängen sehr niedrig in einer Vorderwand der Kirche oder des Turms: wiederum eine Einrichtung, die der Halbinsel eigen und in ihr allgemein ist. Wahrscheinlich hängt man sie so tief, damit sie recht stark in die Ohren der Gläubigen gellen mögen; und wahrscheinlich machen sie auch einen unausstehlichen Lärm. Sonst scheint Hernani ein lebhafter Ort. Man sieht viele Obstbäume um die Stadt, auch wurde viel Obst in den Gassen verkauft.

Hinter Hernani kommt man sehr bald in ein schönes Tal, wo der Weg beständig den schlängelnden Oria, einen kleinen aber schönen Strom, bis

1 Wahrhaftiges Bildnis der Mutter Gottes von Burgos, Saragossa, Montserrat.

zum Städtchen Tolosa begleitet. Dörfer, einzelne Häuser, nette Kirche, eine gute Kultur zwischen diesen gedrängten Bergen geben einen erheiternden Anblick. Wir trafen hier zuerst eine der schönsten Heidearten des südlichen Europa, die *Erica arborea*. Der Strauch wird drei bis sechs Fuß hoch; seine zarten schmalen Blätter, die Menge von kleinen glockenförmigen, blenden weißen, außerhalb rosenfarbenen Blumen, womit er übergossen scheint, machen ihn zu einem der schönsten europäischen Sträucher. Wir haben ihn nachher häufig in Portugal gefunden. Die Vegetation in den bizkaischen Gebirgen ist überhaupt der Vegetation in der Provinz Entre Douro e Minho sehr ähnlich, wie sich schon erwarten lässt, wenn man die Lage dieser Provinzen betrachtet. Ganz verschieden sind aber die Berge in Kastilien und den übrigen Provinzen von Portugal.

Tolosa ist ebenfalls eine kleine Stadt, gebaut wie die übrigen Städte in Bizkaia, und wie fast alle Städte in Spanien mit einem hübschen großen Platz. Hinter Tolosa folgt der Weg beständig dem Fluss zwischen hohen Bergen, bis über einen Flecken Villafranca hinaus. Die Kultur ist vortrefflich, nur merkt man, dass die Gegend sich erhebt, so wie man sich vom Meer entfernt; die Berge werden kahler und der Maisbau nimmt ab. Von Villafranca kommt man in demselben Tal nach Villareal, einem kleinen Ort, der aber doch zwei Kirchen hat. Es ist gewiss, dass die Kirchen den spanischen Ortschaften eine Zierde geben und in der Ferne große Ortschaften vermuten lassen. Vor den Kirchentüren befindet sich gewöhnlich ein bedeckter Platz, der den Geistlichen und auch anderen Personen zum Spaziergang bei schlechtem Wetter dient. Die Religion ist der Stolz und die Belustigung der Spanier; auch hat man sie ihnen so bequem und angenehm als möglich gemacht.

Hinter Villareal geht der Weg über einen hohen steinigen Berg nach Bergara und ist am schroffen Abhang gegen diesen Ort zu sehr künstlich geführt. Bergara, ein kleiner Flecken, liegt an einem engen, von allen Seiten durch hohe Berge eingeschlossenen Tal. Ein Korps Spanier wurde an diesem Orte im letzten Krieg durch die Franzosen, welche über die Berge geklettert waren, überfallen und größtenteils zu Gefangenen gemacht. In diesem Tal zwischen hohen Bergen, wodurch der Deva strömt, kommt man nach Mondragón, einem kleinen, aber munteren und wohlgebauten Städt-

chen. Auf dem Weg von Villafranca bis Mondragón und um diesen Ort sieht man eine Menge Eisenwerke und Eisenhütten, worin Roteisenstein verschmolzen wird. Die Bergwerke befinden sich besonders in den Kalkstein- und Schieferbergen um Mondragón, sind sehr ergiebig und liefern ein gutes Eisen, wie schon die Natur des Eisensteins erwarten lässt.

Das Tal von Mondragón geht fort bis Salinas de Lecy, einem Salzwerke, wo es durch einen hohen, steinigen Bergrücken geschlossen wird. Am Fuße dieses Berges kommt Tonschiefer, Sandstein und Sandsteinschiefer zum Vorschein; nur der Gipfel ist noch mit schwarzem und rot-buntem Marmor bedeckt. Das plötzliche Erscheinen des Sandsteins verkündet dem aufmerksamen Beobachter eine Änderung des Gebirges und er wird nicht darin getäuscht. Bei Salinas de Lecy ist man noch zwischen hohen, steilen zusammengedrängten Gebirgen, auf der anderen Seite verflacht sich der Berg, die Täler öffnen sich und man kommt in die Ebene von Vitoria.

Dieser Bergrücken macht die Grenze zwischen der Provinz Álava und Gipuzkoa; zugleich schneidet er die Gewässer, welche zum mittelländischen Meere und zur Bai von Biskaya fließen. Nordwärts fallen alle Bäche den kleinen Flüssen in Gipuzkoa, südwärts dem Ebro zu.

Die Vegetation auf der Ebene gegen Vitoria zu, die noch immer ziemlich hoch liegt und eine wahre Bergfläche macht, ist sehr von der Vegetation in den Bergen verschieden. Der Lavendel ist hier gemein, nebst anderen kastilischen Pflanzen. Eine sehr deutliche natürliche und politische Grenze bezeichnet die Scheidung zwischen Gipuzkoa und Álava.

Vitoria, die Hauptstadt von Álava, ist ein großer und volkreicher, aber schlecht gebauter, schmutziger Ort mit vielen kleinen und elenden Häusern, aber einem großen, schönen, mit ansehnliche Häusern geschmückten öffentlichen Platz, wo Markt gehalten wird. Schon einige Mal habe ich bemerkt, dass auch die kleinen schlechten Ortschaften in Spanien einen guten öffentlichen Platz haben, der dem Ganzen allerdings ein heiteres, munteres Ansehen gibt: vielleicht ursprünglich eine Folge der Liebe zu Stiergefechten. Die Provinz Álava hat weniger Freiheiten als Gipuzkoa; die Fremden müssen daher ihren Koffer durchsuchen lassen: Doch lässt sich hier, wie überall, diese Unannehmlichkeit abkaufen. Dafür hat auch alles ein völlig spanisches Ansehen. Braune Mäntel und braune Kappen, von der

ungefärbten braunen Landwolle, verhüllen die kleinen, hageren, gelben, oft sehr langbärtigen Menschen, welche keinen guten Begriff von dem Wohlstand des Landes geben. Im letzten Krieg mit Frankreich war Vitoria eine Zeit lang das Hauptquartier der französischen Armee, die sich hier nicht so schlecht als in andern eroberten Ländern muss betragen haben, weil man wenigstens keine Spuren des Hasses gegen diese Nation gewahr wird.

Die Gegend wird hinter Vitoria ganz offen und flach; einzelne Hügelketten von Kalkstein durchziehen die Ebene. Ungefähr eine spanische Meile (*legua*) von Vitoria kommt man in das letzte gute Wirtshaus auf diesem Weg, La Venta de Caetano genannt. In ganz Bizkaia sind die Wirtshäuser wie in den kleinen französischen Städten; man erhält ganz gute Betten und ein gutes Essen, wenngleich die Zimmer nicht hübsch und gewöhnlich über den Pferdeställen gebaut sind, wo die Schellen der Maulesel den Reisenden im Schlaf stören. Diese üble Gewohnheit findet man in der ganzen Halbinsel und fast jeder Reisebeschreiber beklagt sich darüber. Bourgoing² redet in seiner neuesten Reise weitläufig von der Art, in diesem Land zu reisen. Ich erinnere nur, dass die Gewohnheit, ohne Zügel zu fahren, schon in einem Teil vom südlichen Frankreich gewöhnlich und dort gefährlicher ist als hier, weil man nicht allein gelehrige Maulesel, sondern oft wilde Pferde vorspannt.

Ehe man nach Miranda del Ebro kommt, steht am Weg die Grenzsäule von Álava und Alt-Kastilien.

VIII.

Alt-Kastilien

Durch die öden Fluren von Alt-Kastilien kann vielleicht niemand mit Vergnügen reisen, der nicht Pflanzen kennt. Die Botanik macht die Reisen vorzüglich angenehm und unterhaltend. Der Mensch ändert sich in

2 Jean François de Bourgoing (1748-1811) war ein französischer Diplomat und Schriftsteller. 1789 erschien die deutsche Übersetzung seiner Reisebeschreibung über Spanien mit dem Titel *Des Herrn Ritters von Bourgoing neue Reise durch Spanien vom Jahre 1782 bis 1788*.

kleinen Entfernungen nicht sehr. Werke der Kunst findet man nur sehr sparsam und einzeln; Pflanzen hingegen blühen fast immer am Weg, besonders in diesen schönen Klimaten, ihre Mannigfaltigkeit ist ungemein groß, sie sind in den kleinsten Entfernungen oft verschieden und bezeichnen Abwechslungen, die man sonst nicht gewahr wird. Eine vorher nie wild gefundene Pflanze macht einem Botaniker außerordentliche Freude; der Anblick schon gefundener Pflanzen bringt eine Menge Vergleichen und Erinnerungen hervor; wir leben durch sie in der Gegenwart und im Vergangenen. Der Reiz, den Alt-Kastilien haben kann, besteht allein in diesem Schatz, der bisher nur flüchtig untersucht ist. Auch wir konnten hierin wenig leisten, weil wir mitten im Winter, der hier nicht gelinde ist, in diesem Land waren. Doch erkannten wir noch ohne Mühe eine beträchtliche Menge und konnten von diesen auf den Reichtum des Landes schließen. Ein äußerst wohlriechender Thymian (*Thymus mastichina*) ist von nun an der angenehme Begleiter durch ganz Spanien.

Gleich nach dem Eintritte in Alt-Kastilien kommt man nach Miranda del Ebro, einer kleinen elenden Stadt oder Flecken auf dem diesseitigen Ufer des Ebro, über welchen eine schöne Brücke führt. Hier muss man wiederum das Durchsuchen der Koffer abkaufen, weil Alt-Kastilien noch weniger Freiheiten hat als Álava. Doch kann man diesen Zollbedienten zum Ruhme nachsagen, dass sie wohlfeiler sind als die nicht weniger verkäuflichen englischen Zollbeamten.

Bis hierher kamen die Franzosen im vorigen Krieg; ihrem weiteren Vordringen machte der Frieden ein Ende. Sie waren schon hin und wieder über den Ebro gegangen, der als ein oft seichter Fluss sie nicht aufhalten konnte. Überhaupt würde es schwer geworden sein, ihnen von hier bis an die Grenze von Neu-Kastilien zu widerstehen, da das Land ganz offen ist, die Berge von Pancorvo ausgenommen.

Eine Bergkette zieht sich sogleich hinter dem Ebro von Westen nach Osten; sie ist mittelmäßig hoch, aber steil und voll zerrissener Kalkfelsen. Außer einigem Gebüsch von Wacholder und Buchsbaum sieht man keine Bäume und Sträucher auf diesen Bergen, desto mehr seltene Pflanzen,

selbst Bewohner niedriger Alpen, z.B. *Arenaria triflora*¹ Cav.², *Draba aizoides*³, *Saxifraga cuneifolia*⁴ u.a.m. In einem engen Tal dieses Bergzuges liegt Pancorvo, ein elender Flecken mit einer kleinen Festung auf der Höhe des Gebirges, welche man im vorigen Krieg in Stand setzte, weil man in diesen Bergen eine Position nehmen wollte. Sobald man durch diese Bergkette gekommen ist, wird die Gegend flacher; einzelne Züge von niedrigen Gipshügeln verlaufen sich durch die Ebene. Der Gips ist, besonders bei Cubo, sehr schön weiß und zartfaserig. Briviesca ist der erste Flecken oder das erste Städtchen (*villa*⁵), welches man antrifft und gibt einen Vorgesmack von den kleinen Ortschaften der Halbinsel. Elende Häuser, Gassen und Pflaster, welche kaum diesen Namen verdienen, schmutzige, schlechtbekleidete Einwohner, zeugen eben nicht von dem größten Wohlstand. Die Küche befindet sich überall, wie in unseren Bauernhäusern, im Hintergrund des Hausflures, und ist der gewöhnliche Aufenthalt der Familie, besonders im Winter. Auch die Wirtshäuser, wie man sich vorstellen kann, sind schlecht; die Zimmer befinden sich über den Ställen, das Hausgerät besteht aus einem hölzernen Tisch und sehr wenigen hölzernen Stühlen; eine Öllampe wird an die Wand gehängt. Das Essen ist schlecht, doch bekommt man in der Nähe von Bizkaia noch Essen, da man näher bei Madrid und in Extremadura alles selbst kaufen oder mitbringen muss. Die Ortschaften sind in Alt-Kastilien doch dicht bebaut und haben eine Art von Toren, wie im Alentejo in Portugal.

Die Gipshügel fahren fort bis zur Ebene von Burgos und werden nur bei Quintanapalla, einem schlechten Dorf, durch höhere Kalkberge unterbrochen. Vor Burgos sieht man einen Wald von immergrünen Eichen (*Quercus bellote*) und einer Art, welche Lamarck⁶ *Quercus lusitanica*, unge-

1 Dreiblütiges Sandkraut.

2 „Cav.“ ist das Kürzel des spanischen Botanikers Antonio José Cavanilles (1745-1804).

3 Immergrünes Felsenblümchen.

4 Keilblatt-Steinbrech.

5 Eine *Villa* ist ein Marktflecken, eine Kleinstadt.

6 Jean-Baptiste de Lamarck (1744-1829) war ein französischer Botaniker und Zoologe.

achtet sie in Portugal selten ist, Cavanilles hingegen *Quercus valentina* nennt. Die erste Art trägt essbare Früchte (spanisch: *bellotas*), diese hingegen nicht.

Die Stadt Burgos liegt in einem Halbzirkel um einen Berg, auf dem eine Burg steht, und macht mit ihren vielen Kirchtürmen in der Ferne einen nicht üblen Anblick, der durch einige ansehnliche Häuser, besonders den Palast des Bischofs außerhalb des Ortes, sehr verschönert wird. Übrigens ist die Stadt zwar beträchtlich groß, aber alt und nicht sehr lebhaft. Die Gassen sind eng, die Häuser hoch, wie in allen alten Städten; ein schön gepflasterter Spaziergang am Arlanza erheitert indessen einen Teil der Stadt. Ich will hier nicht von den Kirchen dieses Ortes, worunter die Kathedralkirche sehenswert ist, noch von einigen vortrefflichen Gemälden darin reden; Bourgoing handelt weitläufig davon. Weniger Länder sind reicher an vortrefflichen Gemälden als Spanien; es brachte selbst verschiedene große Meister hervor, die man außerhalb wenig kennt; der *Escorial*⁷, die übrigen königlichen Residenzen, die Hauptkirchen in großen Städten sind voll Meisterwerke aller Schulen; selbst in Privathäusern trifft man nicht selten Stücke an, die große Sammlungen zieren könnten. Aber Twiss⁸, Townsend⁹, Bourgoing reden so umständlich davon, dass es unnütz sein würde, bekannte Sachen zu wiederholen. Auffallend ist es, dass Portugal in diesem Stück so sehr gegen Spanien absticht, dass man dort weder Meisterstücke in diesem Fach noch Geschmack dafür antrifft.

Die vortreffliche Heerstraße hatte hinter Burgos eine große Lücke und fing erst auf den Gebirgen wieder an, welche Alt- und Neu-Kastilien voneinander trennen. Man kommt nun in eine höchst öde und traurige Gegend:

7 Das berühmte königliche Schloss *Real Sitio* (königlicher Ort) *de San Lorenzo de El Escorial* liegt in der Gemeinde San Lorenzo de El Escorial. Die Bauzeit des königlichen Sitzes erstreckte sich von 1563 bis 1584.

8 Richard Twiss (1747-1821) war ein englischer Reiseschriftsteller. 1776 erschien auf deutsch sein Buch *Reisen durch Portugal und Spanien im Jahre 1772 und 1773* (Englischer Originaltitel: *Travels through Portugal and Spain, In 1772 and 1773*).

9 Joseph Townsend (1739-1816) war ein englischer Physiker und Geologe. 1791 veröffentlichte er seinen dreibändigen Reisebericht *A Journey through Spain in the Years 1786 and 1787*.

eine Fläche mit Geschieben bedeckt, mit einzelnen niedrigen Hügeln durchzogen, mit sparsamen lichten Wäldern und desto mehr niedrigem Gebüsch, auf welcher die kleinen elenden Ortschaften weit voneinander entfernt liegen, von wenigen Weinbergen und mageren Kornfeldern umgeben. Der Boden ist zwar mittelmäßig, würde aber doch bei einer besseren Kultur, die hier ganz mangelt, mehr hervorbringen können, als er trägt. Ein großer Teil von Alt-Kastilien besteht aus einer ähnlichen Gegend, die sich auf der einen Seite nach Aragonien, auf der anderen bis an die Grenze von Portugal durch León verbreitet.

Alt-Kastilien ist überhaupt ein kaltes Land. Zwischen Briviesca und Burgos lag Schnee; zu Burgos fiel Schnee mit Regen vermischt; um Aranda fror es heftig, als wir dort in dem sonst gelinden Winter 1797-1798 waren. Dieses kommt daher, weil das ganze Land wirklich eine hohe Bergfläche ist. Man steigt beständig, wenn man von dem Ufer des Meeres bis an die Grenzen von Gipuzkoa reist; dort hat man noch den hohen Berg von Salinas de Lecy, welcher sich auf der anderen Seite gegen Vitoria nur verflacht, ohne sich beträchtlich zu senken. Von Vitoria an geht es im Ganzen nur unmerklich bergab. Alt-Kastilien würde ich eine Terrasse der Berge von Bizkaia oder der Pyrenäen, wovon jene nur Äste sind, nennen. Im Sommer ist diese hohe Bergfläche wasserlos, heiß und verbrannt.

Man hat nichts, um sich gegen die Kälte und kalten Winde, die auf dieser hohen offenen Ebene sehr heftig sind, zu schützen, als ein großes Feuerbecken (*brasero*), welches man gewöhnlich unter den Tisch stellt. Öfen und Kamine sieht man in gewöhnlichen Häusern nicht. Man denke sich dazu Zimmer in den Wirtshäusern, wo der Wind durch alle Winkel seinen Durchzug hat und wo der Mangel an Glasfenstern zwingt, entweder im Dunkeln zu sein, oder sich dem Wetter auszusetzen.

Die beiden Hauptortschaften auf dieser Ebene sind erstlich Lerma, ein Konglomerat von Klöstern, wo man nämlich außer einem alten Schloss fünf Klöster und um sie einige schlechte Häuser sieht; dann Aranda del Duero eine kleine schlechte Stadt an dem Flusse Duero. Außer diesen sieht man nur noch vier elende Dörfer innerhalb 14½ spanischer Meilen, von Burgos bis Aranda. Die Bäume in diesen Gegenden sind fast überall immergrüne Eichen (*Quercus bellote*). Das Gebüsch bestand aus einer Zistenart

(*Cistus laurifolius*¹⁰), den ich außer in Alt-Kastilien nicht gesehen habe; auch wunderte ich mich, die Bärentraube (*Arbutus uva-ursi*) wie in der Lüneburger Heide zu finden.

Eine Kette von hohen Gebirgen scheidet Alt- und Neu-Kastilien, indem sie sich gerade von Westen nach Osten zieht. Sie fängt bald hinter Aranda mit einer niedrigen Kette, gleichsam mit einem Vorläufer an. Zuerst kommt man über Kalkhügel; dann erhebt man sich auf Berge, welche aus einem festen felsigen Sandstein bestehen, bis Ourubia, einem kleinen Dorf (unrichtig im *Guide des Couriers* „la Outoubia“ genannt). Hinter Ourubia gelangt man auf den Mittelpunkt dieser ersten Kette; man trifft Glimmerschiefer oder besser schiefrigen Granit an und auf dem Gipfel eine Sandbreccia. Die andere Seite des Berges verflacht sich sehr, ist mit kleinen Eichen (*Quercus brevipedunculata*, spanisch: *roble*) bedeckt und verläuft sich in das Tal, wo Boceguillas liegt.

Boceguillas ist ein Dorf, wo man zum ersten Mal ein Wirtshaus antrifft, in welchem nichts zu haben ist, als was man selbst mitbringt oder im Orte kaufen lässt. Diese Unbequemlichkeit wurde durch die Gutmütigkeit und Bereitwilligkeit der Leute selbst ersetzt. Man denkt sich oft in Deutschland unter dem gemeinen Spanier ein grobes stolzes Wesen, welches kaum antwortet, wenn man fragt. Ich versichere meine Landsleute, dass man nach dieser Schilderung die Spanier in Niedersachsen suchen muss.

Vor diesem Dorf bis zu einem einzelnen Haus, La Venta de Juancilla, hat man verflachte Berge von Glimmerschiefer, zum Teil mit Eichengebüsch bedeckt. Diese *Venta* (so nennt man in Spanien jedes einzelne Wirtshaus) hat die Größe und das Äußere bizkaischer Wirtshäuser, gleicht aber im Inneren den kastilischen. Von hier steigt man auf einem vortrefflichen Weg, an der Seite eines Tales das hohe Gebirge hinan, welches aus Granit, zum Teil geschichtet, zum Teil in Massen besteht. Das Gebirge ist auf dieser Seite ganz nackt. Alle Sträucher, die wir bisher gehabt hatten, verließen uns; der *Cistus* mit Lorbeerblättern nahm auf immer seinen Abschied. Der Gipfel des Berges heißt hier El Puerto de Somosierra; *puerto* bedeutet nämlich, wie auch *port* im südlichen Frankreich, *porto* in Portugal, einen Bergpass. Er macht die Grenze zwischen Alt- und Neu-Kastilien. Auf der

10 Loorbeerblättrige Zistrose.

anderen Seite, dicht am Gipfel, liegt ein elender Flecken, Somosierra. Die Gegend muss hier im Sommer ganz angenehm sein; der flache Abhang ist mit kleinen Wäldchen von Kastanien- und Eichenbäumen geschmückt, die jedoch die Aussicht auf ein hohes zackiges Gebirge zur Rechten nicht hindern. Jetzt im Januar war alles mit Schnee beträchtlich hoch bedeckt und nur durch den Kontrast mit dem grünenden, vom Schnee befreiten Land angenehm, welches man von dieser Höhe weit übersah. Kaum hatten wir uns von dem Gipfel entfernt, so hörte der Schnee auf, der Rasen war grün und mit Zwiebelgewächsen (besonders *Asphodilus ramosus*) angefüllt, die von nun an eine besondere Zierde der spanischen Fluren sind. Über diese verflachten Berge kommt man nach Buitrago, einem kleinen Städtchen oder Flecken. Dicht vor dem Ort windet sich ein Bergstrom in einem tiefen felsigen Bett; auf der anderen Seite liegt das Städtchen selbst, mit seinen Türmen, in einem Kessel von Bergen, malerisch an einen Abhang gelehnt.

Das Gebirge um Buitrago, überhaupt die Somosierra, ist reich an Mineralien. Wir fanden selbst Granaten und Titankristalle. Nachher sahen wir in der Sammlung des sächsischen Gesandten, Herrn Baron von Forell¹¹, manche merkwürdigen Stücke aus diesem Gebirge.

Hinter Buitrago liegt der letzte Bergzug dieses Gebirges, eine Reihe von hohen zackigen, starren Granitspitzen. Die äußerste Spitze gegen Osten, unter welcher der Weg hinläuft, heißt el Pico de la Miel. Dieser Bergzug ist aber viel niedriger, als der von Somosierra, wie der Mangel an Schnee bewies. Von der Südseite ist der Anblick dieses Gebirges sehr auffallend; es besteht ganz aus zerrissenen zusammengehäuften Granitfelsen, die hier und da einzelne immergrüne Eichen tragen. Ein Kloster schwebt auf einer dieser Zacken. Zur Linken hat man eine weite Aussicht in eine hügelige Ebene, wo das Auge durch nichts als durch die Ferne gehindert wird. Beim Herabsteigen von diesem Gebirge verflachen sich die Abhänge immer mehr und mehr; vor San Augustino, einem Dorf, erscheint Sandstein mit Kalk gedeckt, der Vorbote einer Ebene; man steigt diese letzten Hügel herab und man befindet sich in der mit abgerollten Kieseln bedeckten Fläche von Madrid. Die Vegetation verändert sich ganz auf der Südseite des Gebirges.

11 Johann Joseph Griset Baron von Forell (1741-1820) war zu der Zeit sächsischer Gesandter in Spanien.

Der Ölbaum wird häufig, das Gebüsch an den Hügeln besteht aus der Kermeseiche (*Quercus coccifera*). Und statt des *Cistus* mit Lorbeerblättern erscheint der Ladanstrauch (*Cistus ladaniferus*).

Das hohe Gebirge, welches beide Kastilien scheidet, ist kein Ast der Pyrenäen, wenn man nicht mit Worten spielen will. Es setzt gegen Osten ab, es hat eine andere Richtung, eine andere Form und besteht aus Granit. Es gehört zu den der Halbinsel eigenen Bergen, verkettet sich endlich mit der portugiesischen Serra da Estrela, mit ihm parallel ziehen sich die Sierra de Toledo, de Guadalupe usw., die Sierra Nevada und die Alpujarra. Es ist einer von den Pfeilern der Halbinsel.

IX.

Madrid

Madrid und die königlichen Residenzschlösser (*sitios*) zu Aranjuez, la Granja (San Ildefonso) und Escorial sind von so vielen neuen und sehr genauen Schriftstellern beschrieben, dass ich sie wiederholen müsste. Ich werde daher nur einige Bemerkungen hinzufügen, teils wo ich die Sachen aus einem anderen Gesichtspunkt oder genauer sah als jene, teils wo ich den Totaleindruck darstellen möchte, den diese Stadt mit ihren umliegenden Gegenden auf mich machte.

Die Stadt (im Kurialstil nur *villa*, Flecken) ist schön. Alle Gassen sind gut gepflastert, haben an den Seiten fast überall breite Steine für Fußgänger; sind ungemein reinlich und in den besten Teilen der Stadt mit schönen Gebäuden gefüllt. Der Eintritt durch das Tor von Alcalá überrascht sehr. Man kommt in eine lange, außerordentlich breite, im Anfang ganz gerade, schön gepflasterte Gasse (*la Calle de Alcalá*) mit schönen Gebäuden. Nahe am Tor hat man zur Linken die Gärten von *Buen Retiro*; dann schneidet der *Prado*, ein Spaziergang mit schönen Alleen und häufigen Springbrunnen, den Weg. Er führt bis zum Tor von Aranjuez, ist mit schönen Gärten und Gebäuden geziert, worunter sich der Palast des Herzogs von Medinaceli auszeichnet. Alle Tore sind einfach und schön. Der mittlere Teil der Stadt zeigt seinen älteren Ursprung in den engeren und weniger regelmäßig angelegten Gassen; in ihm befindet sich der *Plaza Mayor*, ein herrlicher Platz, mit Arka-

den umgeben, nur durch die Menge der Buden, da er ein Marktplatz ist, entstellt. Der hintere Teil gleicht dem mittleren, zeichnet sich aber durch einige Paläste aus; auch liegt hier der schöne neue und königliche Palast. Dieser Teil endigt sich gegen Westen in einen steilen Abhang; daher ist auch hier die Aussicht, selbst in einigen Gassen, schön und überraschend. Man hat das kastilische Grenzgebirge vor sich; man entdeckt den *Escorial* und die Gegend umher; in der Tiefe fließt der Manzanares, zwar nur ein Bach, aber mit ungemein schönen Brücken und Alleen von Ulmen und Pappeln geschmückt. Die Menge von Kirchtürmen gibt der Stadt ein schönes Ansehen in der Ferne; auch in der Nähe sind sie nicht unangenehm, und wenn auch nicht geschmackvoll schön, doch zierlich und nett gebaut, wie fast überall in der Halbinsel. Die hohen pfriemenförmigen¹ deutschen Türme, die abgestumpften englischen, sieht man hier fast gar nicht und man ist wohl damit zufrieden. Solche Türme würden zwischen Ruinen, nicht zwischen neugebauten Gassen, schön sein.

Das Innere der Häuser, selbst der vornehmen, entspricht dem Äußeren der Stadt nicht. Der Eintritt ist eng und schlecht, die Zimmer sind gehäuft und nicht geordnet. König Karl III.², der aus dem Dreckort Madrid einen sauberen machte, konnte nicht bis in die Häuser dringen, wo man Unreinlichkeit und Schmutz wiedertrifft. Dieses war sogar in einem der ersten Wirtshäuser, das Malteser-Kreuz genannt, der Fall. Die gemeinen Spanier, welche die Gassen anfüllen, stimmen damit überein. Sie sind durchaus in braunes Tuch, von der braunen Landwolle, gekleidet, haben eine braune Kappe und oft braune Kamaschen³, aber lederne Schuhe, denn Holzschuhe sieht man in ganz Spanien nicht. Die braune Farbe zu Kleidungen ist sehr gewöhnlich; man hat sogar den spanischen Landregimentern kurze braune Röcke gegeben. Sonst sind die Mannspersonen, bis auf die ganz untersten Klassen, wie in Deutschland und Frankreich gekleidet; indessen bemerkt man das gestrickte Haarnetz (*redecilla*, *cofia*) und das Camisol⁴ mit vielen

1 Pfriemen oder Ahle ist ein Stechwerkzeug mit nadelähnlicher Spitze.

2 Karl (Carlos) III. (1716-1788) regierte Spanien von 1759-1788.

3 Wie Gamaschen. Fußbekleidung aus Leinen, Tuch oder Leder.

4 Camisol oder Kamisol. Art einer Jacke oder Weste, für Frauen einem Korsett ähnlich.

Knöpfen schon unter den wohlhabenden Handwerkern. Die Vornehmen tragen häufiger als bei uns weiße Mäntel, einen Degen und gehen seltener gestiefelt. Das weibliche Geschlecht hat überhaupt genommen mehr die eigentümliche spanische Tracht beibehalten als das männliche. Freilich sind die Vornehmsten unter ihnen wie überall gekleidet; in ganz Europa sind sich diese, einige Kleinigkeiten ausgenommen, ganz gleich; aber übrigens erstreckt sich die spanische Tracht ziemlich hoch hinauf und unter Stände, welche nach deutschen Sitten sich von den Vornehmsten durch die Kleidung fast gar nicht unterscheiden. Die schwarze seidene Mantilla⁵ oder der Schleier, der sich vorn in einen Flor endigt, welcher das Gesicht ganz oder zum Teil bedeckt, das kurze, meistens schwarze, seidene Röckchen, wie der Schleier mit einem Besatz von Fransen oder Spitzen geziert, das, wie jener, nicht eben verhüllen soll, machen das Eigentümliche dieses Anzugs unter den Wohlhabenden aus. Die Schuhe hatten damals noch hohe spitze Absätze, aber gerade die Fußspitze hatte eine Mode aus dem übrigen Europa, die anders gefärbten oder gestickten Schuhblätter, erreicht. Das hohle, aber schwarze brennende Auge, der schwächige, etwas zu magere Wuchs, der Mangel an frischer Röte, stattdessen eine gelbliche Farbe, die oft bis an die Waden entblößten Beine geben ihnen, überhaupt genommen, kein angenehmes, aber wollüstiges Ansehen.

Die Spanier lieben Spaziergänge nicht so sehr, als die Franzosen, die in jedem kleinen Ort eine künstliche Promenade haben, doch mehr als die Portugiesen. Den größeren Ortschaften fehlt es nie an einer Alameda, oder einer Promenade, von Álamo, die Pappel, woraus ursprünglich die Alleen bestanden. Die Pappel ist ein schon lange beliebter und von den älteren Dichtern besungener Baum, vielleicht weil unter den schön belaubten Bäumen keiner so rasch und so leicht in jenem Klima wächst, als dieser. Die Pappeln am Manzanares bei Madrid kennen die Leser alter spanischer Dichter. Jetzt ist der *Prado* der gewöhnliche Spaziergang. Des Morgens trifft man dort Fußgänger und Reiter aus den höheren Ständen; nach der *Siesta* (Nachmittagsruhe) fängt der von so vielen Reisenden schon geschilderte Kutschen-Aufzug am *Prado* an: eine wahrhaft spanische Mode. Täglich in einer Allee eine oder ein paar Stunden auf- und abzufahren, ebenso langsam

5 Die *Mantilla* ist ein spanisches Schleiertuch.

als in einer Prozession, niemanden zu sehen als die Fußgänger der unteren Stände oder die Kutsche, welche gerade zufälligerweise gegenüber in der anderen Reihe sich befindet, gehört gewiss zu den langweiligsten Vergnügen, die man sich vorstellen kann. Nachdem ich einmal dieses Vergnügen gekostet hatte, verbat ich es mir auf immer. Zuweilen fahren doch einige Kutschen aus dem Tor, in die Allee auf dem Wege nach Aranjuez. Wer war wohl der kühne Mann, der einer strengen Etikette zum Trotz zuerst aus dem Tore fuhr?

Madrid scheint ein toter Ort, wenn man sich nicht zur Zeit der Spazierfahrt am *Prado* oder des Morgens in einer Gegend befindet, wo eine beliebte Messe gelesen wird. Ein große Stadt, an einem Bach, in einer undankbaren Gegend, wo Manufakturen nur mit Mühe gedeihen, wo der Hof nur einige Wochen im Jahr sich aufhält, ist so erzwungen groß, dass man überall diesen Zwang finden muss. Es fehlt sehr an Vergnügungen, man behilft sich mit den Empfindungen der Religion und anderen sehr verwandten, der Liebe. Das Schauspiel ist schlecht in Spanien, auf den beiden Theatern in Madrid werden meistens schlechte Stücke, von meistens schlechten Schauspielern gegeben. Ein Schauspieler, die nicht übel war, glänzte damals in den Rollen der Heldinnen und ähnlichen. Die Spanier stehen sogar hierin den Portugiesen nach, sie haben nichts der vortrefflichen Oper zu Lissabon an die Seit zu setzen. Übrigens gibt man in Spanien selten Mittagessen, noch seltener, oder gar nicht, Abendessen; man beschränkt sich auf die Teeegesellschaft (*tertulias*), wo die Menge von Süßigkeiten verschlungen wird, welche Bourgoing in Erstaunen versetzte. Aber Bourgoing irrt sich, wenn er auch die unteren Stände ihrer Mäßigkeit wegen rühmt und behauptet, man sähe nur betrunkene Ausländer zu Madrid. Ich habe genug betrunkene Spanier gesehen und einigermassen muss man den wallonischen Soldaten entschuldigen, wenn er statt eines deutschen oder italienischen sauren Landweins den feurigen La Mancha für eine Kleinigkeit kauft.

Das Klima von Madrid ist wegen der heiteren Luft und des wenigen Regens überhaupt genommen angenehm. Das kastilische Grenzgebirge scheint die Wolken wirklich abzuhalten; ich sah mehrere Tage Wolken bei Nordwind auf ihnen ruhen und ihre Gipfel verhüllen, ehe sie ins Land herabkamen. Im Sommer ist die Luft brennend heiß, weil keine Seewinde

sie abkühlen, im Winter ungemein kalt. Ich habe oft den Manzanares mit Eis belegt gesehen. Diese strenge Kälte in einer solchen Breite rührt unstreitig von der hohen Lage der Stadt her, wie der beständig tiefe Barometerstand und das Herabsteigen beweist, wenn man sich den Ufern des Tagus⁶ nähert, welcher von Aranjuez bis Lissabon doch noch einen beträchtlichen Fall hat. Neu-Kastilien ist eine Terrasse des kastilischen Grenzgebirges, wie es Alt-Kastilien von den bizkaischen Gebirgen war. Der Kälte ungeachtet findet man selbst in den Häusern der Vornehmen nur den Brasero oder die Kohlenpfanne. Sie dient zugleich, die *Cigarros* (kleine Rollen von Toback) anzuzünden, welche die Spanier sehr lieben. Ich habe sogar gesehen, dass sie, nicht eben unter gemeinen Leuten, aus einem Mund in den anderen gingen. Zuweilen wickeln sie auch fein geschnittenen Toback in Rollen von Papier und rauchen diese. Der Zufall, dass die Engländer viele Cigarros in diesem Krieg erbeutet haben, hat sie auch bei uns gemeiner gemacht.

Die Gegend um Madrid ist nicht besonders angenehm. Die Ebene ist nackt und offen, voll kahler Hügel, ohne Bäume, den einzigen Ölbaum ausgenommen, der aber nicht sehr geschickt ist, eine Gegend zu erheitern. Nahe um die Stadt sind einige Straßen mit Bäumen bepflanzt; desto mehr aber fehlt es an Gärten um die große Stadt. An dem Manzanares hinauf kommt man bald in einen Wald von immergrünen Eichen, welcher sich bis zum *Prado*, einem königlichen Lustschloss, welches von dem verstorbenen König oft besucht wurde, erstreckt. Dicht um Madrid ist dieses unstreitig die angenehmste Gegend: das hohe steile Gebirge liegt hier Madrid am nächsten und macht schöne Kontraste gegen die Ebene; man findet einige Schatten und die Gehege sind mit zahlreichen Rudeln von Dammhirschen angefüllt. Das Jagdschloss selbst zeichnet sich durch nichts aus.

Die hohen Berge bestehen meistens aus nackten zerrissenen Felsen, nur unten mit einzelnen immergrünen Eichen besetzt. Ihre Höhe ist beträchtlich, gewiss sind die höchsten Spitzen 8 000 Fuß über die Meeresfläche erhaben, da den größten Teil des Jahres Schnee auf ihnen zu finden ist. Dieses wilde Gebirge ist noch der Aufenthalt vieler wilder Tiere; Luchse

6 Tagus ist der lateinische Name des in Spanien entspringenden Flusses Tajo, in Portugal Tejo genannt, der bei Lissabon in den Atlantik mündet.

sind nicht selten. Ein dort geschossener befindet sich in der Sammlung des Herrn Grafen von Hoffmannsegg. Gegen Nordwesten erhebt es sich beträchtlich und bildet den Puerto de Guadarrama, daher die Reisenden oft das ganze Gebirge den Guadarrama nennen. Am Fuß, und noch am Abhang desselben, liegt San Lorenzo oder Escorial. In einer offenen Gegend, die sich gegen Madrid zu beständig senkt, also in einer beträchtlichen Höhe. Das Klima ist daher sehr kalt; nichts ist gewöhnlicher als jene Stürme, die auf den Flächen in der Nähe hoher Gebirge wüten. Die ungeheure Steinmasse, Palast und Kloster zugleich, groß, aber ohne Geschmack gebaut, ein Abdruck der Stimmung, welche Spanien unter Philipp II.⁷ erhielt, ist der Aufenthalt der königlichen Familie von September bis Dezember: eine Zeit, die beinahe ganz den Andachtsübungen gewidmet ist. Auf dem Abhang an der Nordseite des Guadarrama, oder des Grenzgebiets vielmehr, liegt der königliche Sitio Ildefonso oder La Granja, von Philipp V.⁸ im Geschmack von Versailles gebaut und eingerichtet. Die hohen Berge an dem nördlichen Abhang eines hohen Gebirges macht diesen Sitio zur Sommerwohnung besonders geschickt; auch bleibt die königliche Familie von Mai bis in den September dort. Der dritte Sitio, Aranjuez⁹, liegt in einer ganz anderen Gegend, gegen Südwesten von Madrid, in einem schönen Tal am Tagus, zwischen Gipsbergen, und übertrifft die beiden anderen in Ansehung der Anlagen. Die königliche Familie bringt hier den Winter und den Frühling zu. Es ist unnötig, von diesen oft und genau beschriebenen *Sitios* noch einmal zu reden.

Die Ebene um Madrid besteht aus Gips und Tonhügeln, mit Granitgeschieben bedeckt, die von den kastilischen Kreuzgebirgen herab kommen. Diese Geschiebe sind wegen der natürlichen Avanturine¹⁰ bekannt, welche sich hier nicht selten finden. Sie bestehen aus einem rötlichen Granit mit fein eingesprengtem goldgelbem Glimmer, der sich beim Schlei-

7 Philipp (Felipe) II. (1527-1598) bestieg 1556 den spanischen Thron.

8 Philipp (Felipe) V. (1683-1746) war von 1700 bis zu seinem Tod König von Spanien. Er ließ ab 1721 das königliche Schloss La Granja de San Ildefonso erbauen.

9 Das königliche Schloss in Aranjuez ließ Philipp II. ab ca. 1560 errichten.

10 Ein Avanturin ist ein gelb-brauner oder rötlicher Edelstein.

fen sehr gut ausnimmt. Etwa eine Stunde von Madrid südwärts, bei einem Dorfe Vallecas, bricht ein tonartiges Gestein von besonderer Art in einem Hügel. Diese Steinart ist in der Erde und frisch herausgenommen weißgrau, erdig im Bruch, leicht zersprengbar, sehr weich, etwas fettig anzufühlen, wird aber trocken beinahe ganz weiß, weniger fett, äußerst schwer zersprengbar und so leicht, dass sie dem Bergtorf sehr ähnlich ist. Sie findet sich in mächtigen Lagern. Man bedient sich ihrer zum Bauen, wozu sie wegen ihrer Festigkeit und Leichtigkeit sich vorzüglich schickt. Der Gipfel des Hügels ist mit Chalcedonen¹¹ angefüllt, welche sich auch in den Spalten des Steins finden.

In Rücksicht der Mineralogie machte sich der damalige kursächsische Gesandte, Herr Baron von Forell, um Spanien sowohl als um die Wissenschaft selbst sehr verdient. Er ist ein Mann von vorzüglichen mineralogischen Kenntnissen, besitzt eine vortreffliche Sammlung von spanischen Mineralien und bemüht sich sehr, die großen mineralogischen Schätze dieses Landes aufsuchen zu lassen. Er hat einen sehr geschickten Mann, einen Deutschen, Herrn Herrgen¹², vormals bei der österreichischen Gesandtschaft, vermocht, Widenmanns¹³ Handbuch der Mineralogie ins Spanische zu übersetzen und dieses ist auf eine Art geschehen, welche Herrn Herrgen Ehre macht. Seine Verbindungen mit Don Clavijo, dem Aufseher des königlichen Naturalienkabinetts, befördern diese mineralogischen Bemühungen noch mehr. Don Clavijo ist ein liebenswürdiger Alter, vielleicht zu alt, um sich den neueren Zustand der Naturbeschreibung, besonders der Mineralogie, bekannt zu machen. Die Deutschen kennen ihn, weil er zufälligerweise zu Goethes Trauerspiel gleichen Namens¹⁴ hergegeben hat und Don Clavijo weiß es, dass er auf den deutschen Bühnen erscheint, aber er versteht die deutsche Sprache nicht. Weniger ist er bei uns wegen seiner großen Verdienste um die spanische Literatur bekannt. Seine Übersetzung

11 Chalcedonen sind ein quarzartiges Mineral.

12 Christian Herrgen (1760-1816) war ein Mineraloge.

13 Johann Friedrich Wilhelm Widenmann (?-1798) war ein deutscher Mineraloge. Er veröffentlichte 1794 das Werk *Handbuch der oryktognostischen Theils der Mineralogie*.

14 Gemeint ist Goethes Drama *Clavigo* von 1744.

von Buffons Naturgeschichte ist ein Meisterstück in ihrer Art; keine erreicht die Fülle und den Schwung des Originals in dem Maße, als diese: aber auch keine Sprache ist so fähig, den feierlichen Pomp dieses Werkes auszudrücken, als die spanische. Don Clavijo ist Meister dieser Sprache, ungeachtet er von den Kanarischen Inseln gebürtig ist; er zeigt in allem sogar, was um ihn ist, den feinsten Geschmack; er war also vorzüglich fähig, die Neigung zum Schwulst zu unterdrücken, welche diese schöne Sprache vor vielen anderen einflößt. Auch die Anmerkungen zu diesem Werk sind schätzbar und zeugen von dem Beobachtungsgeist und der literarischen Kenntnis des Verfassers.

Das königliche Naturalienkabinett befindet sich in einem schönen Gebäude in der *Calle de Alcalá*; aber es wird dafür ein anderes sehr schönes Gebäude im *Prado* gebaut, so dass es in der Folge in dieser Rücksicht eines der glänzendsten Kabinette in Europa sein wird. Das Kabinett enthält, besonders was Mineralogie betrifft, vortreffliche Stücke, außerordentlich große Klumpen von Waschgold, eine sehr große Stufe¹⁵ von Hornsilber und gediegenem Silber, alles aus Südamerika, eine sehr große Stufe von Smaragden, in der Mutter¹⁶ nur künstlich zusammengesetzt, sonst würden sie unschätzbar sein; kurz, es ist in Rücksicht der einzelnen Prachtstücke ein wahrhaft königliches Kabinett. Auch ist ein fossiles Skelett eines unbekanntes Tieres da; doch soll auch dieses künstlich zusammengesetzt sein. Ein deutliches Stück von einer sehr regelmäßigen Basaltsäule aus Katalonien fiel uns sehr auf, da Basalt in Spanien sehr selten ist. Übrigens aber sieht man keine Folgen; man kann das Kabinett, in Rücksicht der Mannigfaltigkeit, nicht reich nennen; es fehlt eine genaue Ordnung und Bestimmung; kurz, es steht, jene Prachtstücke ausgenommen, dem Pariser nach, ist doch aber weit interessanter als das britische Museum.

Der botanische Garten hat eine sehr angenehme Lage im *Prado*, ist ziemlich groß, aber in der größten Unordnung. Die Pflanzen, welche sich im Freien befinden, stehen ohne Ordnung durcheinander, ohne Rahmen und wenn man genauer nachsieht, besteht der größte Teil aus gemeinen Kräutern. Überdies ist von einer jeden Art eine solche Menge vorhanden, dass

15 Eine Stufe ist ein Stück Erz oder ein Stück eines anderen Minerals.

16 Das Wort Erzmutter bezeichnet den Spat, ein gesteinsbildendes Mineral.

die Anzahl nicht groß sein kann. Da ich den Catalogus der Gewächse von dem Aufseher, Herrn Ortega¹⁷, besaß, so fragte ich nach vielen angezeigten Pflanzen, aber immer vergeblich. In den Gewächshäusern, die in Vergleichung mit dem Ganzen sehr klein sind und eine geringe Anzahl Pflanzen fassen, findet man allerdings manche neuen Arten, wovon die Samen aus Amerika geschickt wurden, aber doch weniger, als man erwartet. Madrid hat ein ungünstiges Klima für einen botanischen Garten: es ist zu kalt im Winter, zu heiß und trocken im Sommer. Der erste Aufseher ist Herr Casimiro Gómez Ortega, ein entsetzlich dicker, geschwätziger, gefälliger Mann, der vielleicht viele Kenntnisse haben mag, nur Pflanzen kennt er nicht. Seine *Descriptiones novorum aut rariorum stirpium horti regii Madrid*, die dekadenweise erscheinen, soll sein Schwiegersohn Ruiz schreiben. Seine *Carta de un vecino de Lima* über die neuen *genera* von Cavanilles beweist, dass er neidisch und hämisch sein kann. Er hatte die Aufsicht über die Expedition, welche der König, der Naturgeschichte wegen, nach Peru und Chile machen ließ, und ich zweifle nicht, dass er schuld ist, wenn weniger geschah, als geschehen konnte. Sein Schwiegersohn Ruiz und Herr Pavón¹⁸, ein lebenswürdiger bescheidener Mann, beschreiben jetzt die daselbst gesammelten Pflanzen; wurden aber, wie Pavón selbst gestand, hingeschickt, als sie noch wenig botanische Kenntnisse hatten. Ein Mann wie Ortega, der unwissend in seinem Fache ist und doch einen großen Ruf darin im Lande hat, ist immer gefährlich: er unterdrückt wahre Kenntnisse. Der zweite Aufseher Barnades¹⁹ ist zu sehr mit der medizinischen Praxis beschäftigt, um ein vorzüglicher Botaniker in einem Lande zu sein, wo es schwer fällt, die Schriften der Ausländer zu lesen.

Unter den spanischen Botanikern ist unstreitig Cavanilles der erste; und welcher Botanist kennt ihn nicht? Er ist ein Valencianer, wie sein Freund, der vortreffliche spanische Geschichtsschreiber Muñoz²⁰ und der ver-

17 Casimiro Gómez Ortega (1741-1818) war ein spanischer Botaniker und Leiter des Königlichen Botanischen Gartens in Madrid.

18 José Antonio Pavón (1754-1840) war ein spanischer Botaniker.

19 Miguel Barnades (1750-1801), war ein spanischer Arzt und Botaniker, seit 1793 zweiter Leiter des Königlichen Botanischen Gartens.

20 Juan Bautista Muñoz (1745-1799) war ein spanischer Historiker.

storbene Bayer²¹. Er war Lehrer des Herzogs von Infantado, mit dem er sich lange in Paris aufhielt und dort seine Kenntnisse ausbildete. Doch jetzt lebt er auf eine bequeme Weise, die durchaus erforderlich ist, um etwas Vorzügliches zu leisten, in dem Haus des Herzogs. Er ist nicht allein ein geschickter Botanist; er ist ein Mann von Kopf und Geist, ein lebenswürdiger gefälliger Mensch und ein angenehmer Gesellschafter. Wir sind ihm für seine Gefälligkeiten gegen uns vielen Dank schuldig. Schade, dass er sich von zwei Fehlern der spanischen Schriftsteller nicht losmachen kann. Er ist zu streitsüchtig; jede Erinnerung gegen eine Stelle in seinen Schriften bringt eine Streitschrift hervor und seine spanischen Schriften, besonders seine sonst vortreffliche Beschreibung vom Königreich Valencia, ist in einem schwülstigen Stil geschrieben. Auch er musste dadurch zeigen, dass er ein Spanier war.

Die Regierung wendet sehr viel an Künste und Wissenschaften, auf eine Art, die ihr hohe Ehre macht. Sie begeht dabei den Fehler, weniger an die Menschen selbst zu wenden, die doch die Seele aller Einrichtungen sind. Auch ist die Auswahl der Männer, die sie anstellt, gewöhnlich nicht die beste und zwar aus sehr leicht zu erratenden Gründen. In einem Land, wo die Gelehrten so selten sind als in Spanien, wo wenige unter ihnen Bücher schreiben und vielleicht noch wenigere Bücher lesen, gibt es keinen öffentlichen Ruf; daher ist das einzige Mittel, sich durch andere Verbindungen Stellen zu verschaffen. Vortreffliche Gelehrte sind weniger bekannt, als man denken sollte: ich hatte Mühe, einem Mann von Bedeutung zu versichern, dass meine Achtung für Cavanilles Ernst, nicht bloße Höflichkeit sei. Man wendet endlich zu viel an äußere Pracht als an das Wesentliche, wie man an allen spanischen Einrichtungen, an ihren Wegen und Kanäle gewahr wird. In England ist alles so egoistisch, dass es niemandem nutzt; in Spanien so prächtig, dass man es nicht ausführen kann; nur in Frankreich kennt man Gemeinnützigkeit in öffentlichen Anstalten. Wann wird nur eine ruhige Regierung diesem Lande seine Rechte geben?

21 Francisco Pérez Bayer (1711-1794) war ein spanischer Philologe und Jurist.

X.

Neu-Kastilien

Die Fläche von Madrid erstreckt sich durch einen beträchtlichen Teil von Neu-Kastilien und senkt sich gegen den Tagus abwärts. Die Gegend ist beständig sehr offen und nackt. Man sieht weit ausgedehnte Kornfelder, die aber nicht sehr gut bebaut scheinen; wenigstens bemerkt man viele Büsche von Ginst (*Genista sphaerocarpa* und *Genista monosperma*) und Gnidium (*Daphne gnidium*), nicht allein auf Brachfeldern, sondern auch auf den bebauten Feldern. Der Ginst erreicht oft eine Höhe von sechs Fuß und darüber, besteht aus langen rutenförmigen, fast blätterlosen Zweigen und Stacheln. Die Wickenblumen, welche er in kleinen Büscheln trägt, sind an der einen Art (*sphaerocarpa*) gelb, an der anderen (*monosperma*) rein weiß mit einem zierlichen roten Kelche und sehr schön. Die letztere Art blüht im Februar, März und April; die erstere etwas später. Ich beschreibe diesen Strauch, weil Neu-Kastilien und Extremadura voll davon sind; auch um den *Prado* ist alles, soweit das Gehege geht, damit bedeckt. Er hat also auf die Ansicht des Ganzen einen außerordentlichen Einfluss: man kann sich kein Bild von spanischen Gegenden machen, ohne sich ihn vorzustellen. Eben dieses ist auch der Fall mit dem Gnidium. Dieser Strauch, nach einigen die *Cassia*¹ der Alten, hat eine Höhe von vier bis fünf Fuß, lange, schmale, dicht stehende Blätter, weiße Blumen in Büscheln, welche gegen den Herbst erscheinen und worauf kleine rote Beeren folgen. Außer diesen Feldern sind noch die weit ausgedehnten Anger mit mancherlei Zwiebelgewächsen bedeckt (z.B. *Asphodilus ramosus* und dergleichen), worauf sich jene Sträucher in größerer oder geringerer Menge oder nur auch einzeln befinden, Spanien ganz allein eigen und sehr charakteristisch. Auf diesen Fluren wandelten, nach einer schönen Dichtung der Alten, die Schatten der Verstorbenen umher^{*2}. Wälder sieht man in Neu-Kastilien wenig; nur hier und da kleine Wäldchen von immergrünen

1 Kassien (lat. *Cassia*) sind eine Gattung der Hülsenfrüchtler.

* Αἴψα δ' Ἰκοντο κατ' ἀσφοδελὸν λειμῶνα,
ἔνθα τε ναίουσι ψυχαί, εἶδωλα καμόντων
Odyss. Ω. 13. 14.

Eichen. Die Dörfer liegen weit auseinander, sind aber groß und gut gebaut, oft mit Ölbäumen und Weingärten umgeben, die man hier in der Ebene anlegt.

Der Weg von Madrid nach Badajoz geht über Navalcarnero, einen Flecken, wo Dragoner liegen; darauf nach Santa Olalla, einem großen Dorf, das sehr gut gebaut war und worin die Einwohner wohlhabend schienen. Von hier bis Talavera de la Reina ist die Gegend angenehm. Man reist zwischen Weingärten und Ölbäumen oder jenen grünen Angern mit Zwiebelgewächsen, zur Rechten hat man den hohen Puerto del Pico, eine Fortsetzung der Berge von Escorial. Talavera selbst liegt sehr angenehm am Tagus, ist ein großer volkreicher Ort, aber meistens voll kleiner Häuser, wie alle Manufakturstädte. Man hat hier Manufakturen von Seidenzeugen und Gold- und Silberarbeiten, die noch in gutem Stande sind. Eine Promenade am Tagus ist sehr hübsch. Auch hinter Talavera bleibt der Weg angenehm; die Stadt (eigentlich nur *villa*) ist von dieser Seite in einen Wald von Ölbäumen gehüllt und mit Weingärten umgeben; man hat den Tagus zur Linken in einem angenehmen Tale mit Pinienwäldern an seinem Ufer. Der Frühling hatte überall Blumen hervorgetrieben; die schöne *Fumaria spicata* blühte auf den Feldern und das niedliche *Antirrhinum amethystinum* Lam. in den Weingärten. Der Weg erhob sich dann auf eine offene Ebene, die sich zur Rechten bis an den Fuß der hohen, steilen, zerrissenen Gebirge, der Sierra del Pico und der Montaña de Griegos, erstreckte. Auch zur Linken entdeckte man das Gebirge, in dessen Tälern sich der Tagus verbirgt, die Sierra de Toledo und die Guadalupe. Bei einem Wirtshaus, La Venta de Pelavenegas, in einem Wald von immergrünen Eichen hat man die Montaña de Griegos sehr nahe, die einen majestätischen Anblick macht, da sie sich schnell von der Ebene erhebt. Das Gebirge ist sehr wild und öde; man versicherte mir, dass man noch Bären dort antreffe, auch Luchse und Wölfe,

2 Link zitiert hier aus dem letzten Kapitel von Homers Odyssee die Zeilen 13 und 14, in denen es heißt:

» ...

Und erreichten nun bald die graue Asphodeloswiese,
Wo die Seelen wohnen, die Luftgebilde der Toten.“

(dt. Übersetzung nach Johann Heinrich Voß)

wie sich erwarten lässt, in großer Menge. Mir scheint dieses Gebirge noch höher, als der Guadarrama hinter dem *Escorial*.

Man kommt darauf zu einer Reihe von Ortschaften, welche dem Herzog von Alba gehören: Torralba, Oropesa mit einem Schloss des Herzogs und einem Konglomerat von Klöstern, Lagartera und Calzada de Oropesa, einem gut gebauten Dorf. Alle diese Ortschaften liegen an und auf einer Reihe von Hügeln, mit Ölbäumen und Kornfeldern umgeben, und liefern ein Gegenstück zu den rauen Gebirgen gegenüber. Es folgen unbebaute niedrige Hügel, zur Weide für die Schafe bestimmt. Um Navalmoral, einem Dorf, wird die Gegend waldiger und kündigt die Provinz Extremadura an.

Die ganze Ebene bis hierher ist tonartig und mit Geschieben bedeckt, welche von den nahen Gebirgen herabgekommen sind. Für einen Mineralogen können diese Geschiebe manches Interesse haben; wir sahen regelmäßige Stücke von einer Art von Porphyrschiefer, wie Basalt geformt, einen schönen Pechstein mit Chalcedon im grünen Mergel vor Navalmoral und dergleichen. Bei Oropesa bemerkt man zuerst Kalkhügel, aber dieselbe Kette von Hügeln wird gegen Extremadura granitisch. Beträchtliche Strecken Landes liegen ungebaut und dienen zur Schafweide. Auch da, wo das Land bebaut ist, bemerkt man eben nicht die größte Sorgfalt. Der Boden ist vortrefflich und die Geschiebe liegen einzeln und nicht so dicht, dass sie das Land unfruchtbar machen könnten; das einzige Hindernis möchte der Mangel an Wasser im Sommer sein. Dennoch baut Neu-Kastilien viel Korn; auch kann man nicht sagen, dass die Dörfer ein armseliges Ansehen hätten; man bemerkt eher einen gewissen Wohlstand, wenn man nicht gerade diese Dörfer mit netten englischen Dörfern vergleichen will. Mit sehr vielen Gegenden in Deutschland halten sie die Vergleichung leicht aus. Aber diese Gegenden könnten viel volkreicher sein, als sie sind, die Ortschaften liegen so weit auseinander, dass man oft in einer Wüste zu sein glaubt; und die Hügel von Oropesa machen darum einen so angenehmen Anblick, weil ein Dorf auf das andere folgt.

Schon in den Wirtshäusern nahe bei Madrid findet man nichts als ein Zimmer, schlechtes Hausgerät und wenige Betten; also noch weniger in den entfernteren. Doch sind die Betten oft ganz gut. Brot und Wein muss man holen lassen; außer diesen ist nur noch Reis und höchstens Hammelfleisch

zu haben. Man muss sich mit Schinken versehen, die man in den Städten kaufen kann, oder auch mit Kaninchen, welche häufig an den Wegen angeboten werden; doch mehr in Extremadura als hier. Der gewöhnliche Wein ist oft vortrefflich, selbst in den Dörfern. Kein Land besitzt so starke und doch so liebliche Weine als Spanien, wovon aber die wenigsten verführt werden oder nur außerhalb des Landes bekannt sind. Das Volk ist in Neukastilien ziemlich untätig und eben daher neugierig und gesprächig, wodurch es sich einem Fremden, der nur etwas Spanisch spricht, sehr empfiehlt. Menschen, die Pflanzen und Insekten suchten, beschrieben, zeichneten waren in diesen Gegenden etwas Neues und Merkwürdiges; wir waren bald von einem großen Haufen umgeben, der uns zusah, mit einer großen Geschäftigkeit Blumen holte und ihre Namen und Kräfte sagte. Dass sie sich über beides oft stritten, hatten sie mit den größten Botanisten gemein. Auf einem botanischen Spaziergang bei Oropesa unterhielt mich ein Bauer und erkundigte sich nach meinem Vaterland. Ich erhob es weit über Spanien; er hatte nichts zu erwidern; er wiederholte eine Klage, die ich schon oft im Land gehört hatte, es sei keine Arbeit zu finden, bis er endlich auf den Einfall kam, mich zu fragen, ob bei uns Ölbäume wüchsen. Zu schnell sagte ich nein und nun brach er in ein herzliches Gelächter aus, dass man ein solches Land loben könnte. Er neckte mich unaufhörlich damit; er fragte zum Spott, ob das Öl bei und wohlfeil und schön sei, und als ein dritter hinzukam, brachte er bald das Gespräch darauf zurück, lobte Deutschland und setzte ironisch hinzu, *es una tierra muy bonita, toda está cubierta de olivos*, ein schönes Land, ganz mit Ölbäumen bedeckt.

XI.

Extremadura

Das kastilische Grenzgebirge zieht sich meist von Osten nach Westen, bildet den Guadarrama, die Sierra del Pico, die Montaña de Griegos, die Sierra de Gata und verknüpft sich durch diese mit der portugiesischen Serra da Estrela. Mit ihm parallel zieht sich das Gebirge, welchem wir uns jetzt näherten. Es bildet die Ufer des Tagus, die Montañas de Toledo, die

Sierra de Guadalupe, den Puerto del Mirabete und geht nach Alcántara, wo es in Portugal eintritt.

Niedrige Hügel, Vorläufer des höheren Gebirges, verdecken es so, dass man es nur hin und wieder durch die Öffnungen gewahrt wird. Man kommt nach Almaraz, einem kleinen Flecken, noch immer in der Ebene. Hinter Almaraz windet sich der Weg zwischen Hügeln durch, die sich immer mehr nähern, zusammendrängen und erheben, bis man plötzlich an der Brücke über den Tagus steht. Der Anblick ist vortrefflich. In einem tiefen mit Felsen angefüllten Bette rauscht der Tagus; eine Brücke, die auf zwei hohen kühnen Bogen ruht, führt über ihn hin; gegenüber entdeckt man einige Häuschen, welche die Venta de Almaraz ausmachen. Alles umher bildet eine außerordentliche Wildnis, die Hügel sind überall mit dem Ladanstrauch (*Cistus ladaniferus*) bedeckt und jenseits des Flusses erscheint der hohe Puerto del Mirabete. Diese Wildnis, die wenigen Häuser, die schöne kunstvolle Brücke geben der ganzen Gegend einen sonderbaren Charakter. Am Abend duftet der Ladanstrauch einen balsamischen Geruch aus. Noch war uns dieser Strauch sehr angenehm, bis wir ihn und die öden Gegenden, die er bildet, zu oft sahen.

Gewöhnlich besteht eine solche Venta aus dem Wirtshaus und einem anderen kleinen Haus, worin Wein und andere Vorräte verkauft werden; gleichsam als sei es nicht schicklich, dass ein Wirt Vorräte im Hause habe. Indessen ist diese Venta de Almaraz neu gebaut und besser, als die gewöhnlichen Wirtshäuser.

Hinter der Venta erhebt sich sogleich der Puerto del Mirabete, ein hoher und steiler Berg, an welchem der Weg in einem Zickzack in die Höhe führt. Der Berg ist bloß mit Gesträuch bedeckt, wir sahen verschiedene Heidearten, besonders aber den Erdbeerstrauch (*Arbutus unedo*) in großer Menge und dazwischen blühte Safran, das *Doronicum plantagineum*¹, die *Bellis sylvestris* Cyrill.² u.a.m. Am Abhang liegt ein elendes Dörfchen und auf dem Gipfel steht ein kleines Haus mit Soldaten besetzt. Welch eine

1 Gämswurz.

2 Bei dieser Pflanze handelt es sich um eine Art Gänseblümchen, nur größer. „Cyrill.“ ist das Kürzel des italienischen Botanikers Domenico Cirillo (1739-1799).

Aussicht! Auf der einen Seite ein leeres nacktes Gebirge, überall mit dem Ladanstrauch bedeckt, in einiger Ferne am Tagus hinauf noch beschneite Gipfel, auf der anderen ein unabsehlicher schwarzer Wald von immergrünen Eichen, hinter dem man nur in einer großen Entfernung auf einer Anhöhe das Schloss von Trujillo erblickt. Es war die erste einsame, öde Gegend, die wir antrafen, aber jenseits des Tagus noch oft wiederfanden, doch ohne diese großen Eichenwälder. Schon oft habe ich der immergrünen Eiche gedacht; sie erfordert aber eine kurze Beschreibung, um das Eigentümliche der spanischen Gegenden, die dadurch ihren Charakter bekommen, anschaulich zu machen. Der Baum wird nie sehr hoch; gewöhnlich hat er nur die Größe eines mäßigen Birnbaums. Der Stamm ist dick, mit einer feinen rissigen Rinde bedeckt und trägt eine Krone, die aus kurzen zusammengezogenen Zweigen besteht. Die Blätter fallen nicht ab, haben die Größe eines Birnbaumblattes, oben eine dunkelgrüne, unten eine weißliche Farbe und sind nach oben gewölbt. Gewöhnlich stehen diese Bäume in einiger Entfernung voneinander, so dass sich ihre Kronen nicht berühren. Das Spiel schöner, langer, verschlungener Äste fehlt diesen Wäldern ganz, der kurze dicke Stamm zeigt oft ein hohes Alter, die gewölbten Blätter scheinen zu dürsten, der Wind lässt oft die untere Seite sehen, welche schon vertrocknet scheint. Ein Lüftchen rauscht in unseren Wäldern; in diesen ist es kaum zu spüren. Der Boden ist nackt und dürr, der Schatten möchte kaum für unseren Sommer zureichen, viel weniger für einen spanischen. Doch herrscht hier eine Stille und Einsamkeit, die für eine gewisse Stimmung nicht unangenehm sein mag. Die Dunkelheit in unsern Wäldern, das Rauschen ihrer dicht verschlungenen Zweige zwingt zur Traurigkeit, die hier freiwillig ist. Nichts verdeckt hier den heiteren spanischen Himmel, der in einsamen verlassenem Gegenden doch Zufriedenheit und Ruhe einflößt.

Der Wald dauert fort bis zu einem kleinen schlechten Ort, Jaraicejo; an einer Stelle findet man Ruinen eines alten Schlosses. Vor Jaraicejo wird man von einer echt portugiesischen Heide empfangen, die aus Rosmarin, *Erica australis*³, und dergleichen besteht. Das schlechte Dorf hat noch Spuren von alten Toren, wie die Flecken in Alt-Kastilien. Viele Umstände beweisen überhaupt, dass diese Gegenden vormals nicht mögen so verlassen gewesen

3 Ein Heidekraut.

sein, als man sie jetzt findet. Kaum ist man aus diesem Dorf, so gerät man wieder in einen großen Wald, der nur anderthalb spanische Meilen (*leguas*) vor Trujillo aufhört und nicht sehr sicher wegen Räuber ist.

Ehe man nach Almaraz kommt, findet man an dem Hügel nordwärts des Tagus schiefrigen Granit, auf dem bei La Venta ein Tonschiefer, mit vielem Glimmer gemengt, aufsitzt. Hier aber trifft man gegen den Puerto eine große Abwechslung von Steinarten, Tonschiefer mit Glimmer, Sandsteinschiefer, grünen Mergel und dazwischen Lagen von kohlen-saurem und Spuren von phosphorsaurem Kalkstein, welcher auch in demselben Gebirge weiter nach Westen in Lagern vorkommt. Höher am Puerto hinauf wird der Sandstein weniger schiefrig; der Gipfel ist mit Geschieben bedeckt. Auf der anderen Seite gegen Jaraicejo fährt der Ton- und Sandschiefer fort; bis die Gegend um Trujillo ganz granitisch wird.

Trujillo ist eine mittelmäßige Stadt auf einer verflachten nackten Anhöhe zwischen zerstreuten Granitfelsen. Die Gassen sind schmal, schlecht gepflastert, schmutzig, mit meistens kleinen Häusern; das Kastell ist ziemlich groß, aber verfallen. Einige alte Häuser zeigen, dass diese Stadt vormals blühender war als jetzt.

Die Gegend ist schlecht bebaut, wovon die Ursache bald sichtbar wurde. Schon seit Talavera hatten wir viele wandernde Schafherden gefunden, welche von dem kastilischen Grenzgebirge herabkommen, um den Winter in diesen Gegenden zuzubringen, wo er die schönste Jahreszeit ist. Hier um Trujillo war alles voll davon, so wie auch weiterhin an dem Ufer der Guadiana. Diese unansehnlichen Tiere, denen die feine, kostbare Wolle wie eine schmutzige rissige Kruste den Körper bedeckt, sind gleichsam dicht auf die weiten offenen Fluren gesät und erfüllen die Luft mit ihrem Geblöcke. Sie verwandeln das Land in einen ungeheuren Anger, auf dem sie nur einige giftige Zwiebelgewächse, den Ginst und das Gnidium stehen lassen. Es ist ganz falsch, dass sich hier viele wohlriechende Kräuter fänden, welche die Ursache der feinen Wolle sein könnten: die Ursache liegt ganz allein an dem Schlage und dem häufigen Schweiß dieser Tiere. Man sehe darüber vorzüglich Bourgoings Reisen nach. Auf der nackten Gegend bemerkt man nur einzelne Erdhütten, worin die Schäfer leben; große Hunde zeigen schon in der Entfernung diese Hütten durch Bellen an, entfernen

sich aber nicht von ihnen. Die Schäfer sind nicht Virgils und Theokrits Schäfer: ein verbranntes finsternes Gesicht, ein Schaffell um die Schultern geworfen, eine alte rostige Flinte in der Hand, lassen eher einen Räuber, als den Sänger der Liebe vermuten. Gewöhnlich verkaufen sie dem Reisenden Kaninchen, die von ihnen in diesen Angern häufig erlegt werden.

Über felsige Hügel und nackte Schafweiden kommt man zu den Bergen von Santa Cruz. Sie sind nicht sehr hoch über die Ebene erhaben, aber steil und gehören zu einer Bergkette, die in einzelnen Absätzen, zwischen denen oft alle Verbindung fehlt, der Guadiana sich nähern. Der Bergzug von Santa Cruz ist voll zackiger Felsen und erschien daher in der Ferne auf eine Art, wie sich die Basaltberge zu zeigen pflegen. Er besteht aus Granit, der hier und da am Abhange in einen Glimmerschiefer übergeht. Die Nordseite dieser Berge gewährte, besonders in diesen Gegenden, einen auffallenden reizenden Anblick. Zwei kleine Dörfer liegen am Abhang dieser Berge dicht nebeneinander, mit Gärten und Feldern umgeben, die sich bis hoch an den Berg erstrecken. Wir wurden überrascht durch die blühenden Mandelbäume zwischen den zerrissenen Felsen. Es schien, als ob die Kultur vor den verheerenden Schafen sich auf das Gebirge geflüchtet habe. Aber es war nur eine Insel in einem unfruchtbaren Meer; die Südseite der Berge war nackt und verbrannt.

Von hier bis an die Ufer der Guadiana verflacht sich das Land. Man kommt nach Miajadas, einem Flecken, der aber einigen Wohlstand zeigt; auch wird die Kultur umher besser, man sieht sogar mit Flachs besäte Felder. Hinter Miajadas wird aber die Gegend plötzlich noch einmal sehr öde und einsam, besonders um ein einzelnes Wirtshaus, La Venta del Despoblado⁴ genannt. Sie liegt mitten in einem Wald von immergrünen Eichen, der an einigen Stellen durch den Ladanstrauch sehr dicht und beinahe undurchdringlich gemacht wird. Man hält diese Stelle, der Räuber wegen, für die gefährlichste auf dem ganzen Weg von Madrid bis Badajoz und die einsame Gegend, der dichte Wald, die schlechte Polizei in Spanien, die Neigung der Einwohner machen es sehr wahrscheinlich. Man redet in Miajadas von zwei Menschen, die wir in den *Casas del Puerto de Santa Cruz* gesehen hatten, wie von Räubern; man wusste, woher sie waren; man warn-

4 *Despoblar* bedeutet entvölkern.

te uns vor ihnen; dessen ungeachtet gingen sie frei umher. So etwas könnte in Portugal nicht geschehen. Wir fürchteten uns indessen nicht, da wir bewaffnet waren; allein zuweilen zerstreuten wir und zu sehr auf dieser Reise, um Pflanzen zu suchen. Oft begegneten uns auch französische Matrosen, welche auf Kaperschiffen von den Engländer in Lissabon aufgebracht waren und nun zurückgeschickt wurden. Da sie in großen Haufen zogen, so machten sie die Gegend lebhaft; auch war ihre Freude sehr groß, wenn sie Leute antrafen, die französisch sprachen und aus Frankreich kamen. Vor ihnen hatten wir nichts zu fürchten: indessen schien einer darunter, der aber besser spanisch als französisch sprach, Neigung zu haben, mich zu plündern, als ich allein nach Mineralien suchte. Die Erscheinung unserer Gesellschaft hinderte ihn; doch gaben uns diese Franzosen Gelegenheit, noch mehr den Nationalhass der Spanier gegen die Franzosen zu merken, wovon wir zwar schon viele Beispiele seit dem Eintritt in Kastilien hatten, da man jeden Fremden für einen Franzosen hält. Die Erklärung, wir wären Deutsche, einige religiöse Äußerungen, verschafften uns oft Zimmer und Betten, die man uns beim Eintritt versagte. Das Volk hat Recht, die Franzosen zu hassen, denn sie sind außer ihrem Vaterland viel schlimmere Republikaner, als sie in demselben gewesen wären. Überhaupt aber findet sich die Demokratie eher unter dem Adel und den höheren Ständen in Spanien als unter dem gemeinen Volke.

Bei Miajadas fand man Sand- und Tonschiefer; um La Venta del Despoblado fingen die Geschiebe an, welche bei San Pedro, einem Dorf, Felsen von einer Breccia bildeten. Diese Felsen erstreckten sich an der Guadiana fort bis Mérida. Von hier bis Badajoz folgt man beständig diesem Strom, der in einer Ebene oder zwischen sanften Hügeln fließt.; nur einen ziemlich hohen Granitberg auf der Südseite der Guadiana bei Mérida ausgenommen. Bald darauf folgen wiederum Hügel von einer Sandbreccia und endlich eine sandige Ebene bis Badajoz.

Wie schön könnten die Ufer der Guadiana bei einer schöneren Kultur sein! Aber die verderblichen Reisen der Schafe haben alles in leere, nackte Anger verwandelt, die beim ersten Blick nicht unangenehm sind, indessen zuletzt ermüden. Mérida liegt dicht am Ufer der Guadiana, ist eine offene, mittelmäßige Stadt, aber voll kleiner schlechter Häuser, wie Trujillo, und

zeigt, wie jener Ort, Spuren eines ehemaligen größeren Wohlstandes. Die Ruinen machen diesen Ort merkwürdig. Man sieht noch die Überbleibsel einer römischen Wasserleitung und einer Mauer, die einen großen Zirkel im freien Feld beschreibt. Sie sind zum Teil noch gut erhalten und beleben die offene muntere Gegend sehr. Bei Mérida begibt man sich über eine schöne steinerne Brücke auf die andere Seite der Guadiana. Über einige offene Triften⁵ am Fuß des letzten Granitberges hin kommt man zu einem Flecken, Lobón, der nebst seinem alten zerstörten Schloss auf einigen Hügeln in einer kleinen Entfernung vom Strom liegt, in Ölbäume gehüllt. Die Guadiana schlängelt sich in einer fruchtbaren, aber un bebauten Ebene hin. Überall herrschte ein schöner Frühling, der Alraun⁶ (*Atropa mandragora*) blühte am Weg, auch fing hier eine schöne Iris an, die um Badajoz und Elvas noch häufiger wurde. L'Écluse⁷ hat sie schon vor zweihundert Jahren gekannt und beschrieben, auch um Badajoz allein gefunden; dann blieb sie lange unbemerkt, bis sie Poiret⁸ von neuem in der Barbarei entdeckte und *Iris alata* nannte.

Zwischen Mérida und Badajoz liegt in der Ebene an der Guadiana noch ein kleines Städtchen, voll kleiner schlechter Häuser. In den Karten heißt es Talavera la Real, in dem *Guide des couriers* Talavera del Arroyo, von dem Volk hörte ich es immer Talaveruella nennen, ein Name, der passender ist als die übrigen.

Badajoz ist eine beträchtliche Stadt, die Hauptstadt der Provinz Extremadura und eine Grenzfestung gegen Portugal. Die Gassen sind reinlich, zum Teil gerade und gut gepflastert; doch sieht man nicht viele ansehnliche Häuser. Einige zierliche Kirchen und Türme schmücken die Stadt. Die Guadiana fließt dicht an die Stadt hin und eine schöne steinerne Brücke, der Inschrift nach von Philipp II. erbaut, führt über dieselbe zu einem Brücken-

5 Eine Trift ist ein Pfad, auf dem Vieh zur Weide getrieben wird.

6 Aus der Gattung der Nachtschattengewächse.

7 Charles de l'Écluse (1526-1609) war ein in Flandern geborener Arzt und Botaniker.

8 Jean Louis Marie Poiret (1755-1834) war ein französischer Botaniker. Er veröffentlichte 1789 das Buch *Reise in die Barbarei, oder Briefe aus Alt-Numidien, geschrieben in den Jahren 1785 und 1786*.

kopf und einigen leeren Außenwerken⁹. Umher ist alles eben. Die Stadt selbst liegt auf einer sehr sanften Anhöhe, die auf einer Seite mit Ölbäumen bedeckt ist; auch sind jenseits der Guadiana noch einige, aber befestigte, Hügel. Badajoz war damals schwach besetzt: ein Beweis, dass der Spanische Hof es nicht ernstlich gegen Portugal meinte. Man hatte nur den Herrn de Witte, einen Schweizer, als Kommandanten dorthin geschickt, wahrscheinlich um etwas zu tun. Das spanische Militär sieht Badajoz als eine Art von Exilium an; der Ort ist tot, von anderen Städten entfernt, an der Grenze einer Nation, die man hasst und verachtet, und im Sommer ungesund.

Man glaube ja nicht, in der Hauptstadt von Extremadura bessere Wirtshäuser zu finden als in irgendeinem großen Dorf. In dem besten, oder wie selbst der Gouverneur sagte, dem am wenigsten schlechten Wirtshaus musste man, wie auf dem kleinsten Dorf, alles holen lassen, denn in dem Hause war nichts zu finden.

Der Weg von Madrid bis Badajoz ist eine der schönsten Chausseen, die ich je gesehen habe, prachtvoller als die englischen Heerstraßen und besser als die meisten französischen. Er hat nur einige wenige Lücken. Die Zusammenkunft, welche der König von Spanien mit dem Prinzen von Brasilien¹⁰ in Badajoz hatte, ist die vornehmste Ursache dieses Vorzugs. Ungeachtet der vortrefflichen Wege sieht man äußerst wenige Wagen im Land. Nur in Bizkaia waren kleine Wagen üblich, wie man sie in Portugal findet; in den übrigen Provinzen wird alles auf Eseln oder Mauleseln transportiert, die in langen Reihen aneinandergesperrt gehen und ihre bestimmte Last tragen. Den Wein bringt man ebenfalls in Schläuchen von Bockhäuten von einem Ort zum andern, die ihm aber doch einen Geschmack geben, welchen eine feine Zunge nicht verkennt. Der Mauleseltreiber, oder *arriero*, geht neben dem Zuge her oder sitzt auf dem ersten Maulesel und ist beständig bewaffnet, indem er eine Flinte durch den Strick, der die Last hält, gesteckt hat.

9 Außenwerke sind vor der Hauptbefestigung liegende Verteidigungsanlagen.

10 Träger des Titels *Prinz von Brasilien* war seit dem 17. Jahrhundert immer der Kronprinz von Portugal. In diesem Fall also João, der Sohn der Königin Maria I., dem 1792 die Regierung übertragen wurde. Die hier erwähnte Zusammenkunft fand wahrscheinlich im Rahmen der antifranzösischen Allianz statt.

Die Maulesel und Esel sind bekanntlich in Spanien vorzüglich schön; ich habe Esel gesehen, die durch ihre Größe und Schönheit mich in Erstaunen setzten. Die Ausfuhr männlicher Esel ist auch bei Lebensstrafe verboten. Fahrende Posten¹¹ gibt es noch nicht: man reist in Kutschen, die mit sechs bis sieben Mauleseln bespannt werden und sehr kleine Tagesreisen machen. Minderbemittelte reiten auf Mauleseln, wobei sie oft weiße raulederne Schuhe tragen, welche zwei Vorzüge vor unseren gewöhnlichen haben sollen, dass man nämlich den Staub auf ihnen nicht so sehr sieht, und dass sie in der Hitze nicht so drücken als jene. Auch ist eine besondere, gewiss vortreffliche Art von Steigbügeln in der ganzen Halbinsel Mode. Diese bestehen aus einem sehr starken hölzernen, hinten offenen Futteral, wovon die beiden Hauptbretter nach vorn einen spitzen Winkel machen und die beiden Seiten durch dreieckige Stücke verschlossen sind. Die Öffnung ist so weit, dass der Reiter sich auf keine Weise darin verwickeln kann, wenn das Tier stürzen sollte, auch kann der Fuß, wenn es auf die Seite fällt, weder gequetscht werden noch sonst Schaden leiden. Es ist wirklich zu verwundern, dass man anfängt, diese nützlichen Steigbügel den zierliche ausländischen nachzusetzen. In Spanien und Portugal haben einzelne Reisende oft einen Knecht zur Begleitung, der zuweilen einen Esel reitet, noch öfter nebenherläuft. Ich weiß, dass solche Knechte 11 bis 12 Meilen auf diese Art zu Fuß machen; ich habe gesehen, dass die *caleseros* (Kutscher) verschiedene Stunden hindurch neben den Mauleseln beinahe immer im Trab herliefen. Es ist außerordentlich, welche Strapazen der Spanier und Portugiese aushalten kann, wie mäßig er dabei lebt, wie sehr er Hitze und Kälte verträgt. Man muss sich unter dem südlichen Europäer keinen schwachen, weichlichen Menschen denken; er ist vielleicht unternehmender, dauerhafter als der Nordeuropäer und würde es gewiss beweisen, wenn seine Regierungen wollten.

11 Gemeint sind Postkutschen.

XII.

Eintritt in Portugal. Elvas.

Das portugiesische Militär

Die portugiesische Grenzfestung Elvas liegt nur drei spanische Meilen von Badajoz und man sieht sie vor den Toren des letzteren Orts auf ihrem Hügel sehr deutlich. Ein kleiner Bach, der Cayo, den man bei trockenem Wetter durchwaten kann, macht die Grenze, die überhaupt an wenigen Stellen von der Natur gezogen ist, desto stärker hat sie die Kunst gezogen. Portugal empfiehlt sich von dieser Seite ungemein. Statt der weiten offenen Triften, der entfernten Dörfer, findet man das Land durch einzelne zerstreute Häuser bevölkert, welches, dem Anschein nach, eine größere Kultur verspricht. Ehe man nach Elvas kommt, sieht man die ersten Orangengärten offen am Wege, ungeachtet man schon eine große Menge dieser Früchte um Badajoz sieht. Die Tracht, selbst der gemeinen Portugiesen, ist besser: ein dunkelbraunes oder schwarzes Camisol und ein Hut sind gewöhnlicher als die braunen spanischen Jacken und Kappen. Die Weiber sind freundlicher und zutraulicher als die Bewohnerinnen von Kastilien, und den Bizkaierinnen ähnlicher, tragen gewöhnlich die Haare bloß, nur mit einem Band oder einem Tuch leicht gebunden. Die Höflichkeit, das leichte, muntere, freundliche Wesen des gemeinen Volkes nimmt sogleich mehr für die portugiesische Nation ein als für die spanische; und man ändert dieses Urteil nicht, solange man in diesem Land unter den niedrigen Volksklassen bleibt: allein man fällt ein gerade entgegengesetztes Urteil, sobald man die höheren Stände kennenlernt.

Löfling¹ sagt von dem Ansehen des Landes in seiner Reise gerade das Gegenteil. Spaniens offene Fluren und dicht bebaute Dörfer gefielen ihm mehr als Portugals Heiden. Er sah diese Heiden im Herbst, als sie verbrannt waren, und fand Spaniens Triften mit blühenden Zwiebelgewächsen bedeckt. So sehr haben Umstände auf das Urteil der Reisenden Einfluss.

1 Pehr Löfling (1729-1756) war ein schwedischer Botaniker, der unter anderem die Iberische Halbinsel bereiste (1751-1753) und 1758 eine schwedischsprachige Reisebeschreibung veröffentlichte (dt. Titel: *Peter Löflings Reise nach den spanischen Ländern*, Berlin 1766).

Kaum traten wir über den Cayo, als mir der ungewohnte Ton der portugiesischen Sprache in die Ohren schallte. Die meisten Wörter beider Sprachen sind einander ähnlich; die Aussprache ist außerordentlich verschieden. Dort volle, tiefe Kehlentöne, hier ein leichtes blasendes Lippengezisch; dort lange zierliche hochtönende Worte, hier ein kurzes, abgebissenes Geschwätz. In Badajoz hört man nie portugiesisch, in Elvas nie spanisch reden. Wer das Ohr erst an die verschiedene Aussprache gewöhnt hat und eine Sprache weiß, versteht leicht die andere, auch ohne sie gelernt zu haben.

Man tritt in das Wirtshaus in Elvas; man findet Zimmer mit Hausgerät wie in beiden Kastilien und Extremadura, ja beides ist hier vielleicht noch schlechter. Die Häuser sind überhaupt in Spanien besser und bequemer. Allein man braucht hier für nichts zu sorgen; man bekommt in jedem portugiesischen Wirtshaus zu essen und trinken, ohne dass man nötig hat, jedes Brot und jedes Glas Wein aus anderen Häusern holen zu lassen oder gar selbst zu holen; man braucht sich nicht mit Vorräten zu versorgen, wenn man mit den portugiesischen Gerichten zufrieden sein will. Ein Leckermaul möchte freilich manches dawider einzuwenden haben; aber man glaubt nicht, wie unbequem es ist, nach einer langen Tagesreise für jede Kleinigkeit selbst sorgen zu müssen. Wir fanden gute schnelle Aufwartung, nicht übles Essen und die hübsche freundliche Wirtin hatte die Lebhaftigkeit, den redenden Blick in ihren schönen Augen und den wohlgezogenen Anstand, der dieses Völkchen so auffallend auszeichnet. Welch ein Abstand zwischen Badajoz und Elvas in dieser Rücksicht! Ich werde noch oft von dem gemeinen Volk in Portugal reden; ich erinnere mich noch oft der angenehmen Stunden, welche diese freundliche Nation mich genießen ließ und man wird mein Urteil von den Urteilen anderer Reisender sehr verschieden finden, die entweder nur Lissabon kannten, oder sich nicht einmal die Mühe gaben, die Landessprache zu reden.

Elvas ist eine Stadt, auf portugiesisch *cidade*, spanisch *ciudad*. *Villa*² heißt in beiden Sprachen ein Flecken, ungeachtet es Flecken gibt, die größer sind als manche Städte, wie z.B. Madrid selbst; *aldea*³ heißt in beiden Sprachen

2 Auf Portugiesisch heißt es *vila*.

3 Auf Spanisch heißt es *aldea*, auf Portugiesisch *aldeia*.

ebenfalls ein Dorf, doch gibt es Flecken, die von ihrem Ursprung noch den Namen *aldea* haben. Die Spanier nenne ein Dorf gewöhnlich *pueblo*; das gleichbedeutende portugiesische *povo* ist nur im nördlichen Portugal gebräuchlich; meistens sagt man von Dörfern, es ist ein *lugar* (Ort). Der allgemeine Ausdruck für das, was wir Ort nennen, ist im Spanischen *población* (Bevölkerung), im Portugiesischen *povoação*. Den Titel Stadt bekam Elvas zuerst unter dem König Dom Manuel⁴, ob sie gleich eine alte Stadt sein soll und vom Könige Dom Sancho II.⁵ wieder aufgebaut wurde, von welchem sich auch ihr Foral herschreibt*. Sie hat vier Pfarrkirchen, sechs Klöster, ein Kapuziner-Kloster vor dem Tor ausgenommen, und es befinden sich noch jetzt in der Stadt und dem umliegenden Gebiet (*termo*) etwa 12 000 Menschen. Die Gassen sind eng, unregelmäßig angelegt und so voll Kot, dass man selbst bei trockenem Wetter darin waten muss. Die spanischen Städte sind größtenteils, auch Badajoz, viel reinlicher und netter. Die Gegend ist angenehm, der Hügel, worauf die Stadt liegt, ist mit Ölbäumen bedeckt und in der Nähe sieht man viele Kraut- und Orangengärten. Die Wasserleitung, ein vorzügliches Werk, eine portugiesische Meile (*legoa*) lang, besteht in der Nähe des Hügels von Elvas, wo sie durch ein Tal geleitet wird, aus vier Reihen von Bogen übereinander von beträchtlicher Höhe. Sie heißt *os Arvos de Amoreira*, weil sie in einer Gegend von einem Maulbeerbaum (*amoreira*) anfängt.

Elvas ist der Sitz eines *Corregedor*⁶, *Provedor*⁷ und *Juíz de Fora*⁸, als Hauptstadt eines *Corregimento*⁹. Ich will hier einige Bemerkungen machen, da dieser Gegenstand in den gewöhnlichen Bücher der Geographie und Statistik

4 Dom Manuel I. (1469-1521) war von 1495 bis zu seinem Tod portugiesischer König.

5 Dom Sancho II. (ca. 1209-1248) war von 1223-1247 portugiesischer König.

* Foral sind nach der Definition eines portugiesischen Rechtsgelehrten *as leis ou títulos da criação e das condições com que os povoadores aceitaram as terras*; also die Rechte und Bedingungen, unter welchen die ersten Einwohner das Land erhielten.

6 Der *Corregedor* ist ein königlicher Verwaltungsaufseher und Gerichtsvorsteher.

7 Ein *Provedor* ist ein Ombudsmann.

8 Ein *Juíz de Fora* war ein Richter im königlichen Auftrag, der nicht aus dem Gebiet stammte, in dem er eingesetzt wurde, um unparteiisch richten zu können.

9 Das *Corregimento* ist das Gebiet, das vom *Corregedor* verwaltet wird.

nicht gehörig auseinandergesetzt wird. Ursprünglich hatte jeder Ort in Portugal seinen einheimischen Richter, der in der ersten Instanz sprach und aus den Einwohnern des Ortes gewählt wurde. Doch jetzt findet man solche Richter in einigen großen Dörfern und Flecken abgelegener Gegenden, z.B. am Cabo de São Vicente, die mit unseren Dorfschulzen viel Ähnliches haben. Sie heißen *Juízes da Terra*, Richter aus dem Ort oder der Gegend. Nach und nach, als sich die königliche Gewalt vermehrte, auch die Richter auf dem Land zu einigen Anordnungen mochten Veranlassung gegeben haben, wurden zuerst in die größeren Städte, nachher in alle Flecken und sogar große Dörfer, Richter vom König gesetzt, die notwendig auf einer portugiesischen Universität studiert haben müssen. Man nannte sie *Juízes de Fora*, Richter von außen oder auswärtige Richter. Sie sind die erste Instanz in allen Zivilsachen; in kleinen Ortschaften gehören ihnen auch alle Kriminalsachen an, wofür aber in größeren Städten ein besonderer *Juíz do Crime* gesetzt ist. Überdies ist Portugal außer den Provinzen noch in Distrikte geteilt, die man im gemeinen Leben *Comarcas* oder auch *Corregimentos* nennt. In dem Hauptort derselben befindet sich ein *Corregedor*, welcher die zweite Instanz in allen Zivil- und Kriminalsachen ist, ferner die Aufsicht über die *Juízes de Fora* hat und sie auch vom Dienst suspendieren kann. Ist das *Corregimento* ursprünglich von der Krone abhängig, so heißt es *Correição*; ist es von *Donatários*¹⁰ abhängig, so heißt es *Ouvidoria*. Daher ist Braganza noch immer eine *Ouvidoria*, weil die Herzöge von Braganza ursprünglich die *Donatários* waren; und da die meisten *Ouvidorias* vom königlichen Haus jetzt abhängen, so unterscheidet man bloß im Kurialstil beide Arten von *Corregimentos*; auch sagt man niemals *Ouvidor*, sondern im gemeinen Leben *Corregedor*, im Kurialstil *Corregedor ouvidor*. Der *Provedor* befindet sich ebenfalls in den Hauptstädten der *Comarcas*, ist vom *Corregedor* ganz unabhängig, und hat nicht allein die Oberaufsicht auf die Vollziehung der Testamente, die Vormundschaften und dergleichen, sondern auch über die Einnahme der königlichen Einkünfte in dem Distrikt. Unter ihm steht, was die ersten Geschäfte betrifft, in großen Städten noch ein besonderer *Juíz dos Órfãos* (Richter für die Waisen), von welchem man an den *Provedor* appelliert. Dieses sind die wich-

10 Ein *Donatário* war ein von der Krone ernannter Verwalter königlicher Territorien.

tigsten Gerichtspersonen in den Hauptortschaften der Provinzen, wozu noch eine Menge von Unterbedienten kommt, die weniger merkwürdig sind, als *Alcaide*¹¹, *Vereadores*¹², *Meirinhos*¹³, *Escrivães*¹⁴.

Elvas ist die erste und wichtigste Festung im Land. Die Stadt selbst ist stark befestigt und wird durch zwei Zitadellen auf nahegelegenen Hügeln verteidigt. Die eine heißt *o Forte de Santa Luzia*, die andere wurde durch den Grafen von der Lippe-Bückeburg¹⁵ angelegt und heißt noch nach ihm *o Forte de Nossa Senhora da Graça de Lippe*. Der Prinz von Waldeck¹⁶, den man als einen Kenner solcher Gegenstände anführen kann, hat behauptet, das letztere Fort sei ein Meisterstück der Kriegsbaukunst und übertreffe alles, was er in dieser Art gesehen habe. Einem Fremden erlaubt man nur auf den Fall, dass er in portugiesischen Diensten wäre, den Eintritt. In der Stadt war, soviel man sehen konnte und mochte, im Frühjahr 1798 alles in guter Ordnung; die Festung war stark besetzt und es wurde an neuen Werken gearbeitet. In Badajoz schien alles ziemlich leer und verlassen; man sah, dass Portugal sich fürchtete, aber Spanien nicht. Die Truppen in Elvas, vorzüglich die Offiziere, hatten ein wahrhaft martialisches Ansehen, und ein preußischer Offizier würde sie an der Hauptwache für Kollegen erkannt haben. Die spanischen Truppen in Badajoz hätte er vielleicht, dem Ansehen nach, verkannt.

11 Vom König ernannt, später gewählter Richter einer Stadt.

12 Kämmerer, Stadträte.

13 Gerichtsvogte.

14 Protokollführer, Gerichtsschreiber.

15 Wilhelm Friedrich Ernst zu Schaumburg-Lippe (1724-1777) war ein deutscher Militär. 1762 fielen spanische Truppen während des Siebenjährigen Krieges in Portugal ein. Portugal hatte sich zuvor geweigert, sich einem spanisch-französischen Bündnis anzuschließen und Großbritannien den Krieg zu erklären. Zu Schaumburg-Lippe bekam daraufhin von Pombal den Oberbefehl über die portugiesisch-britischen Truppen zur Abwehr des Angriffs übertragen. Es gelang ihm, die Invasion zurückzuschlagen, anschließend reformierte er das portugiesische Heer und gründete eine Militärschule. Der Ort Bückeburg war die Residenzstadt des damaligen Fürstentums Schaumburg-Lippe.

16 Christian August Prinz zu Waldeck (1744-1798) war von 1797 bis zu seinem Tod Oberbefehlshaber des portugiesischen Heeres.

Dieser Zustand der portugiesischen Armee ist ganz das Werk des Grafen von der Lippe, dieses außerordentlichen Mannes, dessen Andenken in diesem Land noch bei einem jeden lebt. Wer kennt dort nicht *o Conde de Lippe* oder kurz *o grande Conde*, den großen Grafen! Die ganze Nation zollt ihm noch immer eine unbegrenzte Hochachtung; sie erkennt in ihm den Schöpfer ihrer Armee; sie fühlte es mehr, als man es diesseits der Pyrenäen fühlen konnte, dass er ein wahrhafter Ritter im Sinne der Vorzeit war. Nachdem ich viel über diesen Mann in Portugal gehört hatte, las ich mit außerordentlichem Vergnügen, was Zimmermann¹⁷ in seinem Buch von der Einsamkeit über ihn sagt; ich fand darin ein treffendes Urteil in Zimmermanns schöner Sprache. Der Graf von der Lippe hat es seinen Nachfolgern schwer gemacht, in Portugal ohne Verdruss zu leben. Der Graf Oeynhausens¹⁸ ließ sich verleiten, die Religion zu verändern, und gerade dieses empfahl ihm dem größten Teil der Nation, die nicht fanatisch ist, auf keine Weise. Der Prinz von Waldeck, der liebenswürdigste Mann, den Deutschland Portugal schenken konnte, stand in dem Ruf, seiner Finanzen wegen nach Portugal gekommen zu sein; und so etwas können die Portugiesen nicht leiden. Er hatte die Unvorsichtigkeit, unter dem Herzog von Lafões zu dienen, der freilich vom königlichen Geblüt ist; aber er hat diese Unvorsichtigkeit durch manchen Verdruss bezahlt. Er kannte Portugal nicht; er hoffte, durch seinen liebenswürdigen Charakter zu erhalten, was sich dort unter den höheren Ständen nur erzwingen und ertrotzen lässt. Er starb zu Sintra an den Folgen seiner Tapferkeit vor Thionville¹⁹, wo er einen Arm verlor, welches, wahrscheinlich durch den Rückfluss der lymphatischen Feuchtigkeiten, eine Lungenwassersucht erzeugte.

17 Johann Georg Zimmermann (1728-1795) war ein Schweizer Arzt und Philosoph. Er veröffentlichte *Betrachtungen über die Einsamkeit* (1756), *Von der Einsamkeit* (1773) und *Über die Einsamkeit* (1783).

18 Carl August Graf von Oeynhausens (1738-1793) war seit 1791 Generalinspekteur der portugiesischen Forts und Festungen.

19 Thionville im Nordosten Frankreichs wurde 1792 vom Herzog von Braunschweig belagert, um Ludwig XVI. gegen die französische Revolution zu unterstützen.

Die portugiesischen Truppen sind nicht schlecht. Ich kenne Regimenter, die gut exerzieren und vortrefflich feuern, selbst wenn ich sie mit den vielen verschiedenen Heeren verglich, deren Manöver ich gesehen habe. Mir schien das Regiment von Gomes Freire²⁰ zu Lissabon besser zu exerzieren als das ursprünglich Emigranten-, nachher englische Regiment Dillon²¹. Die sechs Regimenter, welche im letzten Krieg gegen die Franzosen in Roussillon standen, haben ihre Pflicht ohne Tadel getan; und als sie einmal ohne ihre Schuld überfallen wurden, sich brav geschlagen. Die Emigranten unter dem Marquis von Saint Simon und die Spanier geben ihnen dieses Lob einmütig. Kurz, es fehlen den Soldaten nur Offiziere und Generale, wie einst Albuquerque²², Pacheco²³, da Cunha²⁴, waren; ich bin überzeugt, sie würden solchen Führern folgen. Man sieht brave vortreffliche Offiziere unter ihnen; denn die Zeiten, wo die Offiziere am Tische aufwarteten, sind vorbei und in Portugal mehr vergessen als andernwärts: aber es ist nicht zu leugnen, dass die Offiziere noch nicht in der Achtung stehen, als sie es in einem Lande verdienen, welches sich so lange Zeit durch seine militärische Energie erhielt. Freilich, Kommandanten von Festungen, die in Lissabon wohnen und höchstens einmal in ihrem Leben ihre Festung gesehen haben, Generale, die sich nicht bei ihren Regimentern aufhalten, werden zu dieser Verbesserung nichts beitragen; auch wohl sehr wenig die jungen französischen Emigranten, welche man überall einschiebt und die nur Hass erzeugen, ohne zu nutzen. Soll eine Nation gebildet werden, so muss es durch sie

20 Gomes Freire de Andrade (1757-1817) war ein portugiesischer General.

21 Theobald Dillon (1745-1792) war ein französischer General. Ab 1783 führte er das nach seinem irischstämmigen Großvater benannte Regiment Dillon.

22 Afonso de Albuquerque (1453-1515) war ein portugiesischer Seefahrer und als führender Militär bedeutend an der Festigung der portugiesischen Besitzungen im Indischen Ozean beteiligt.

23 Duarte Pacheco Pereira (1469-1533) war ein portugiesischer Seefahrer und Militär. Er segelte unter Afonso de Albuquerque nach Indien, wo er Oberbefehlshaber der portugiesischen Truppen wurde. Dort besiegte er 1504 die zahlenmäßig überlegenen indischen Truppen.

24 Tristão de Cunha (ca. 1460-ca.1540) war ein portugiesischer Admiral. Er war Mitglied der Flotte Afonso de Albuquerque, die an der ostafrikanischen Küste und in Indien aktiv war.

selbst geschehen; Ausländer können nur als Muster dienen, solange sie die Eingeborenen nicht zurücksetzen.

Die Uniform der portugiesischen Infanterie und Kavallerie ist dunkelblau; die Husaren tragen hellblau; die Seesoldaten grün; die Marine ist wie die englische gekleidet. Die blauen oder roten tuchenen Beinkleider mancher Regimenter und die schwarzen manchestern²⁵ Beinkleider der Offiziere machen einen wilden Eindruck. Die Generale und alle Offiziere von der Suite²⁶ tragen Scharlachrot mit Gold reich besetzt. Die Kavallerie hat, wie die spanische, bloß Hengste; doch sind die Pferde plumper gebaut als die spanischen Kavalleriepferde. Sie reiten nicht übel, aber ihre Montur sitzt ihnen schlecht. Die Soldaten werden ärmlich gehalten; ein gemeiner bekommt täglich zwei Vinténs²⁷ oder 40 Réis²⁸ (600 machen einen Taler), wovon noch etwas für Montur abgeht; ein höchst erbärmlicher Sold in einem so teuren Land als Portugal, vorzüglich in Lissabon. Brot, eine Sardine, schlechter Wein sind die beständige und tägliche Nahrung dieser Menschen, die wohl selten oder nie Fleisch oder Gemüse zu essen haben. Im Jahr 1798 wurde eine Menge junger Leute mit Gewalt ausgehoben, und manche Regimenter wurden um 500 Mann vermehrt. Man riss die Leute von ihrer Feldarbeit; man fing sie überall auf; die Regierung versprach den *Juízes de Fora*, welche viele Rekruten anschaffen konnten, Belohnungen; und die Folge davon war, dass man oft ganze Scharen antraf, die in einer langen Reihe wie Verbrecher mit gebundenen Händen einherzogen. Es war ein Jammer, diese Leute zu sehen, die vielleicht zu Hause von den Früchten ihrer Arbeit bequem leben konnten, und nun in die Städte geschleppt wurden, um dort Hunger zu leiden. Oft bin ich des Abends zu Lissabon von der Wache vor den Kasernen des Regiments Gomes Freire angebettelt worden, von Menschen, welche die größten Ansprüche auf mein Mitleid hatten.

25 Von Manchester.

26 Gemeint ist Suite wahrscheinlich im Sinne von militärischem Gefolge oder im Sinne des englischen Worte *Suit* als Anzug bzw. Uniform an sich.

27 Der Vintém (Plural Vinténs) ist eine alte Kupfermünze. Fünf Vinténs entsprechen einem Groschen.

28 Real (Plural Réis) war die alte Währung in Portugal (und Brasilien). Zwanzig Réis waren ein Vintém.

Kann man es der portugiesischen Nation verdenken, wenn sie unter solchen Umständen den Kriegsdienst verabscheut?

Die Zahl und Namen der Regimenter in Portugal sind folgende:

Infanterie: Zwei Regimenter von Elvas, zwei von Olivença, zwei von Braganza, zwei von Porto, Regiment von Peniche, Regiment von Setúbal, Regiment von Cascais, Regiment von Campo Maior, Regiment von Estremoz, Regiment von Penamaior, Regiment von Serpa, Regiment von Lagos, Regiment von Faro, Regiment von Moura, Regiment von Castelo de Vide, Regiment von Almeida, Regiment von Chaves, Regiment von Viana, Regiment von Valença. Alle diese haben ihren Namen von den Ortschaften; folgende aber von den jetzigen oder vormaligen Chefs: Regiment von Lippe, Regiment von Freire, Regiment von Lancaster. Das erste Regiment von Braganza, das Regiment von Moura und das Regiment von Estremoz standen damals in Amerika.

Kavallerie: Regiment vom Kai, in Lissabon (*Regimento do Kai*), Regiment von Alcântara, Regiment von Évora, Regiment von Elvas, Regiment von Tavira, Regiment von Moura, Regiment von Castelo Branco, Regiment von Almeida, Regiment von Miranda, Regiment von Olivença, Regiment von Chaves, Regiment von Bragança. Das einzige Regiment Mecklenburg hat seinen Namen nicht von einem Ort, sondern von dem jetzt regierenden Herrn Herzog von Mecklenburg-Strelitz. Hierzu kommt noch eine Legion leichter Truppen (Husaren).

Artillerie: Regiment von Lissabon (*Regimento da Corte*), Regiment von Algarvien, Regiment von Estremoz, Regiment von Porto. Hierzu kommt noch ein Ingenieurs-Corps.

Den Dienst um die königliche Familie tun die Regimenter in Lissabon, das Regiment Lippe und das Regiment vom Kai.

In den ausländischen Besitzungen sind folgende Regimenter:

Infanterie: Zwei Regimenter von Bahia, Regiment von Rio de Janeiro, Regiment von Maranhão, Regiment von Rio Negro, Regiment von Pará, Regiment von Santos, Regiment von der Insel Catarina, Regiment von Olinda, Regiment von Recife, Regiment von Macapá, Regiment von Angola, Regiment von Mosambik, wovon aber die Offiziere zum Teil in Portu-

gal leben, vielleicht auch die Gemeinen; zwei Regimente von Goa, zwei Legionen Sepoys²⁹.

Kavallerie: Regiment von Minas Gerais, Volontäre der *Capitania*³⁰ von São Paulo, Dragoner von Rio Grande, leichte Kavallerie von Rio Grande.

Artillerie: Regiment von Rio de Janeiro, Regiment von Bahia, Regiment von Goa.

Zu diesen kommen noch die drei Regimente, welche sich, wie oben angezeigt ist, in Amerika befinden.

Der *Marechal General junto à Real Pessoa de Sua Majestade* oder der *General en Chef* neben der Person Seiner königlichen Majestät ist der Herzog von Lafões. Der Prinz von Waldeck hatte den besonderen Titel *Marechal dos Exércitos de S.M.*, Marschall der Armeen Seiner Majestät.

Es ist ganz unmöglich, die damalige Zahl der Truppen genau anzugeben, da man manche Regimente ganz unbestimmt verstärkte. Die Ursache lag wohl in der Eskadron, welche die Franzosen zu Toulon ausrüsteten, und welche man nach Algarvien bestimmt hielt. Sobald man ihre Ankunft in Ägypten wusste, war man nicht mehr so eifrig; indessen hörte man doch nicht ganz auf, die Armeen zu vermehren. Doch kann man das Regiment Infanterie nicht über 1 200 Mann rechnen. Hierzu kommt noch die Landmiliz, nach den Distrikten abgeteilt, wovon jeder seinen Obersten hat.

Genug vom portugiesischen Militär. Der Hügel, worauf Elvas steht, ist ein Granithügel, dessen Granit aus weißem Quarz, Feldspat und Glimmer zusammengesetzt ist, zuweilen auch Speckstein enthält. Dieser Granit ist an dem Abhang mit einem weiß-grauen blättrigen Kalkstein bedeckt, der Schwefelkies und Fahlerz eingesprengt enthält. Die Vegetation war hier wie in Spanien; überall wuchs das schöne, zuerst in Lamarcks Enzyklopädie beschriebene *Antirrhinum amethystinum* und die ebenfalls schöne, schon bei Badajoz gefundene *Iris alata*.

29 Sepoys waren indische Soldaten der britischen Kolonialmacht.

30 Eine *Capitania* war eine Verwaltungseinheit in den portugiesischen Kolonien.

XIII.

Von Elvas bis Estremoz. Arraiolos, Montemor-o-Novo

Die schöne Gegend um Elvas verlässt den Reisenden bald. Die meisten Ortschaften in Portugal liegen wie Inseln, nicht selten wie bezauberte Inseln, in einem unfruchtbaren Meer. Man steigt nicht weit von Elvas auf nackte, unfruchtbare Berge; man sieht zwar noch einzelne Häuser, aber keine Dörfer mehr. Weiterhin gegen die Venda do Senhor Jurado (*venda*, spanisch *venta*, ist ein alleinliegendes Wirtshaus) sind die Berge mit dem Ladanstrauch (*Cistus ladaniferus*) bedeckt und bestehen aus einem Schiefer mit vielen Quarzgängen. Dieser in Portugal äußerst häufige Schiefer ist oft deutlich ein Sandstein; nicht selten trägt er die Spuren seines Ursprungs aus dem Granit, Glimmer und Feldspatkörner; zuweilen nähert er sich dem Tonschiefer sehr und geht völlig in ihn über. Er bildet sanfte, nicht hohe Berge, die oft Spuren von Erzen enthalten.

Solche Schieferberge haben beständig ein dürres unfruchtbares Ansehen und sind gewöhnlich im südlichen Portugal mit dem Ladanstrauch bedeckt. Man kann sich von diesen Gegenden keinen Begriff machen, wenn man nicht den Ladanstrauch kennt. Er ist ungefähr vier, zuweilen auch sechs Fuß hoch, die Blätter haben beinahe die Form von Oleanderblättern, sind glänzend, dunkelgrün und fallen im Winter nicht ab. Ein sehr wohlriechendes Harz überzieht die jungen Knospen und Blätter und verbreitet, besonders des Abends, einen sehr angenehmen Geruch, der die ganze Luft erfüllt. Der Strauch bildet kein sehr verflochtenes Buschwerk; aber er steht so dicht zusammen, dass man sich nur mit Mühe durchdrängen kann; auch verdrängt er alle anderen Gewächse so sehr, dass man nur selten einige kleine Pflänzchen unter ihm antrifft. Die Blumen sind außerordentlich schön; nur schade, dass sie nicht auf einmal blühen, sondern zu schnell abfallen. Jedes der fünf Blumenblätter ist fast drei Zoll lang, oben zwei Zoll breit, von einer reinen weißen Farbe und an dem unteren Teil innwendig mit einem dunklen purpurroten Flecken, gleichsam Tropfen, geschmückt. Der Strauch ist also wirklich ungemein schön; aber die Einförmigkeit, die einsamen

Wüsten, welche er bildet, machen ihn zuletzt höchst widrig. Er dient zu nichts als zur Feuerung, sogar zum Kohlenbrennen; in einem volkreichen Land, wo Fleiß herrscht, könnt man vielleicht sein Harz auf mancherlei Art anwenden.

Die Venda ist ein höchst kleines, schlechtes Wirtshaus in einer elenden Gegend. Man kann fast immer um eine Venda eine Art von Wüste erwarten. Hinter dieser Venda kommt man in einen Wald von Korkbäumen, die man im mittleren Spanien selten sieht. Gegen Estremoz, welches sieben portugiesische Meilen (*legoas**) von Elvas liegt, wird die Gegend angenehmer, besser bebaut und trägt viele Ölbäume. Die Berge erheben sich wiederum, ein weißer oder auch schwarzer blättriger Kalkstein, welcher sehr guten Marmor liefert, steht häufig in Felsen an.

Estremoz ist eine kleine befestigte Stadt, keine *Vila*, und *Praça de Armas*¹, die daher auch einen Gouverneur hat, gehört aber zum *Corregimento* von Évora. Die Zahl der Einwohner soll etwa 6 000 betragen, welches gewiss das höchste ist. Der Ort ist schlecht, doch befindet sich in der Mitte ein großer und lachender öffentlicher Platz. Ein Kastell liegt auf einer Anhöhe, auch hat die Stadt einige Außenwerke. Sonst ist der Ort bedeutender gewesen, wie die Anzahl der Klöster beweist, wovon fünf in der Stadt sind und das sechste sich in der Nähe befindet. Ein Hospital und eine *Casa da Misericórdia*² sieht man beinahe in jedem beträchtlichen Ort in Portugal; gewöhnlich sind sie aber in einem solchen Zustand, dass sie wenig Nutzen fürs Reich bringen. Die Gegend ist vorzüglich auf der Seite nach Lissabon zu sehr angenehm und gut bebaut, man sieht viele Orangengärten und Lorbeerbäume. Dieses dauert fort, solange der Kalkboden anhält. Kaum ist man aber wiederum auf Berge getreten, die aus einem schiefrigen Granit bestehen, so verlässt man alle Kultur, und findet Wüsten mit dem Ladanstrauch bedeckt. Man kommt drei *Legoas* von Estremoz zu einem Wirtshaus, *a Venda do Duque* genannt, wo gewiss kein Herzog einkehren möchte. Hier gibt es noch Gegenden mit Ginst überzogen, wie in Spanien,

* Die portugiesische Meile ist nach den Provinzen sehr verschieden, aber immer größer als die spanische zu 3 000 Ruten.

- 1 Eine *Praça de Armas* war ein Ort zum Truppenaufmarsch, ein Exerzierplatz.
- 2 Eine *Casa da Misericórdia* ist ein Armenhaus.

welches sonst in Portugal eben nicht der Fall ist. Erst eine Legoa vor Arraiolos wird die Gegend wiederum bebauter. Arraiolos (nicht Arraidos, wie in einigen Karten steht) ist ein offener Flecken, eine Vila von etwa 2 000 Seelen, nebst einem großen Kloster, worin Canonici von St. Johannes dem Evangelisten wohnen, nebst einem Franziskanerkloster. Dieser Ort liegt sechs Legoas von Estremoz, und doch sieht man auf dem ganzen Weg keine Dörfer, nur einzelne Häuser. Der Boden ist bald Granit in Massen, bald schiefriger Granit.

Von Arraiolos führte der Weg nach Montemor-o-Novo, drei Legoas von dort, über nackte Berge, dann durch ein bebautes Tal. Hierauf erhebt man sich auf höhere Granitberge, zuerst mit immergrünen Eichen, dann mit Myrtengesträuch bedeckt. Die Myrte ist ein hübscher Strauch. Da, wo er ganze Gegenden überzieht, bleibt er klein und hat einen schlechten Wuchs, nur an Bächen wird er höher und schöner und dort ist er besonders reizend, wenn er seine schönen weißen Blüten trägt. Hier ist alles die großblättrige Abart; die kleinblättrige haben wir nur in den Heiden vom Alentejo bei Azeitão gesehen. Gegen Montemor-o-Novo wird die Gegend wiederum bebauter. Dieser offenen Ort (*vila*) ist ganz munter und lebhaft; hat über 4 000 Einwohner, vier Klöster und liegt ganz angenehm auf fruchtbaren Granithügeln. Von dieser Seite kommt man vor dem Ort auf einen großen schönen Rasenplatz, und zur Linken hat man auf einem noch höheren Hügel eine alte zerstörte Burg. Auf der anderen Seite gegen Lissabon zu sieht man viele Gärten, worauf Wälder von immergrünen Eichen folgen. Dieser Baum macht den Reichtum der Gegend aus und ernährt eine Menge Menschen. Es werden hier nämlich viele Schweine gemästet, nach Aldeia Galega geführt und von dort nach Lissabon eingeschifft. Die Eicheln sind allen übrigen Arten von Eicheln zur Mast vorzuziehen; 40 *Alqueires*³ von

3 Der *Alqueire* war ursprünglich ein Scheffel, also ein Behälter, in diesem Fall zum Transport von Getreide u.ä. Es wurde auch als Maßeinheit benutzt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprach ein *Alqueire* in Lissabon und Umgebung 13,1 Liter. In anderen Gebieten Portugals, besonders im Norden, konnte er aber auch bis zu fast zwanzig Litern entsprechen. In Teil 3 benutzt Link noch einmal diese Maßeinheit und dort wird deutlich, dass er mit ca. 13 Litern pro *Alqueire* rechnet (Erster Abschnitt, Kapitel III).

diesen tun dasselbe, was 60 von den Eicheln des Korkbaumes leisten. Auch werden sie geröstet von Menschen gegessen und haben gar keinen unangenehmen Geschmack, doch geben sie nur eine Speise für die Armen. Man bekümmert sich um die Kultur dieses Baumes gar nicht, sondern überlässt es ganz und gar der Natur, ihn zu vermehren, eine erstaunliche Nachlässigkeit bei einem so wichtigen Gegenstand. Das Holz ist rötlich, fest und gut, wird meistens zu Karren verbraucht, auch werden die Kohlen sehr geschätzt. Ich habe schon oben, bei Gelegenheit der spanischen Wälder, von diesem Baum geredet, wo er ebenfalls zur Mast und den Menschen zur Speise dient. Ich merke hier nur noch an, dass der Baum von *Quercus bellota* Desfontaines nicht verschieden ist, von Linné mit einer anderen Art, die weniger konvexe Blätter hat, unter *Quercus ilex* geworfen wurde. Portugiesische heißt er *azínbeira*⁴, und die Frucht *bolota*⁵.

Die Granitberge halten noch bis eine Legoa hinter Montemor an, dann verlieren sie sich in eine Ebene, welche sich bis an die Ufer des Tagus verbreitet und überall mit Sand und Geschieben bedeckt ist.

XIV.

Heiden in der Provinz Alentejo.

Über diese Provinz überhaupt

Die Provinz Alentejo hat ihren Namen von *além*, jenseits, und *Tejo*, Tagus. Es ist schade, dass die natürlichen Grenzen dieser Provinz von dem Fluss bis an das Gebirge, welches Algarvien scheidet, nicht auch die politischen sind; denn verschiedene Corregimentos auf der Südseite des Tagus gehören zur Provinz Estremadura. Ich werde mich aber oft, wenn nicht von politischen Gegenständen die Rede ist, des Ausdrucks Alentejo nach den natürlichen Grenzen bedienen, und dann möchte ich diesen ganzen Landstrich in drei Abteilungen teilen, den hohen oder gebirgigen, den flachen oder die Heiden, und die Serra da Arrábida.

Wir waren jetzt in diese großen Heiden herabgekommen, welche sich bis an den Fluss, an ihm hinauf bis Salvaterra und herab bis an das Meer ver-

4 Steineiche.

5 Eichel.

breiten. Gegen Süden dehnen sie sich bis an das algarvische Grenzgebirge und ostwärts bis Beja und Évora aus. Mitten in dieser Ebene liegt ein hoher Bergzug, die Serra da Arrábida (*serra* heißt ein Gebirge, spanisch *sierra*) genannt, welcher sich in das Cabo Espichel über Setúbal endigt. Das Land in diesen Heiden besteht, so wie in der Lüneburger Heide, aus kleinen Hügeln, die dem Ganzen ein wellenförmiges Ansehen geben. Der Boden ist an einigen Stellen, vorzüglich nahe am Fluss und am Meer, so sandig, dass man tief einsinkt; an andern hingegen mit gröberem Grus¹ und Geschieben bedeckt, welche ihn sehr fest machen. In der Tiefe wechselt der Sand mit einem roten, festen, eisenhaltigen Ton, wie man an dem Ufer des Flusses wahrnimmt; hin und wieder sieht man auch Anfänge von Raseneisenstein². Sehr selten findet man sumpfige Stellen, im Ganzen ist große Dürre und Trockenriß³ die Ursache der Unfruchtbarkeit dieses großen Landstrichs.

Wir betraten diese Heide in der schönsten Jahreszeit, im ersten Frühling. Die schönen Heidearten, die reizenden Cisten⁴ des südlichen Europa, waren fast alle in der besten Blüte, und eine milde heitere Luft war voll von mannigfaltigen Düften. Wer plötzlich aus Deutschland in eine solche Heide versetzt würde, möchte vielleicht den Anblick außerordentlich schön finden und gewiss an keine Vergleichung mit der Lüneburger oder auch nur mit einer englischen Heide denken. Die Mannigfaltigkeit von Sträuchern ist ungemein groß; die Schönheit derselben übertrifft bei weitem unsere meisten nordischen Gewächse; sie sind überdies immergrün und gerade im Winter am schönsten. Eine Heideart, die *Erica australis*, erlangt eine Höhe von sechs Fuß und darüber, ist ganz mit angenehm roten großen Blüten übergossen; eine andere, die *Erica umbellata*, bleibt zwar kleiner, aber das Rot ihrer Blumen ist noch lebhafter. Zwischen diesen stehen die Cisten mit gelben Blumen (*Cistus helimifolius*, *lasianthus*, *libanotis*), in deren Grund oft purpurrote Flecken sich befinden (*Cistus sampsucifolius*); ein anderer mit roter großer Blume, gleich einer Rose geformt (*Cistus crispus*), und etwas

1 Grus ist zerfallenes Felsgestein.

2 Eisenhaltige Verfestigung von Böden

3 Trockenriß meint Trockenheit, aber auch eine Krankheit an Bäumen, die diese vertrocknen lässt.

4 Zistrosen.

seltener noch ein anderer, der sich durch seine rein weißen, zarten Blüten und seinen netten Wuchs auszeichnet (*Cistus verticillatus*). Dann kommt man auf Stellen, welche das *Lithospermum fruticosum*⁵ mit seiner violetten Blüte schmückt, vermengt mit dem wohlriechenden Stöchas⁶ (*Lavandula stoechas*). Oder es erscheint plötzlich ein Gebüsch von Wacholdern (*Juniperus oxycedrus* und *Juniperus phoenicea*) oder Rosmarin und Myrten oder die kriechende Eiche überzieht alles (*Quercus humilis* Lam.). Ich schweige von einer Menge schöner Zwiebelgewächse und anderen schönen, oft sehr seltenen, zuweilen ganz unbekanntem Pflanzen. Kurz, es erscheinen und verschwinden, wie in einem Schauspiel, die Gewächse nacheinander, um eine reizende Abwechslung zu geben, bis an höheren Stellen der Ladanstrauch ihnen eine Grenze setzt und eine einförmige Wüste macht.

Aber dieser Mannigfaltigkeit von Blumen ungeachtet, missfallen diese Heiden bald auch da, wo sie am schönsten sind. Ohne Kultur gefällt keine Landschaft, wenn sie nicht im erhabenen Stil ist. Wie oft hat mich in diesen einsamen verlassenem Gegenden eine Reihe von Bienenstöcken entzückt.

Hin und wieder sieht man in diesen Gegenden Tannenwälder, besonders in der Nähe von Lissabon. Es gibt zwei Tannenarten im südlichen Europa, welche sehr gemein sind. Die erste ist die Pinie (*Pinus pinea*), ein sehr schöner Baum, dessen Stamm hoch, gerade und stark wächst, dessen Zweige sich in die Höhe krümmen und von Natur eine vortreffliche große runde, dichte Krone bilden. Die Nadeln sind länger als an unserer Tanne (*Pinus sylvestris*), das Grün derselben viel dunkler. Die andere Art ist die Seetanne (*Pinus maritima* Gérard). Sie wird nie so hoch als die vorige oder unsere Tanne, sie hat gerade, nicht in die Höhe gebogene Zweige, bildet daher eher eine Pyramide, gleich der Fichte, und keine Krone; ihre Nadeln sind länger und grüner als an unserer Tanne, auch fehlt ihr die rötliche Rinde. Wenngleich ihr Wuchs nicht so hoch und schön ist, so geben ihr doch die letzteren Eigenschaften Vorzüge vor unserer Tanne, welche durch ihre rötliche Rinde, ihre kleinen bläulich-grünen Nadeln tot und traurig scheint. Beide Bäume, die Pinie und Seetanne, sind sehr nutzbar; ihr Holz ist gut und gibt sehr viel Harz, daher man auf Veranstaltung des tätigen See-

5 Aus der Gattung der Steinsamenpflanzen.

6 Schopflavendel.

ministers Teer daraus zu brennen anfang, welches vorher noch nicht geschah. Die Früchte der Pinie enthalten einen angenehmen mandelartigen Kern, der häufig gegessen und an die Speisen gebraucht wird. Noch macht man einen Gebrauch von diesen Bäumen, der aber die Wälder zu Grunde richtet, auch daher verboten ist, woran man sich aber, wie gewöhnlich, nicht kehrt. Die Fischer von Seixal, Costa⁷, Trafaria reißen die Wurzeln der jungen Bäume aus und geben damit ihren Netzen eine bräunliche Farbe.

Vier Legoas von Montemor-o-Novo kommt man zu einem kleinen Dorf Vendas Novas, wo sich ein Jagdhaus des Prinzen von Brasilien befindet; drei Legoas weiter trifft man ein anderes sehr kleines Dörfchen an, os Pegões⁸ genannt, beide damals erst angelegt, als Philipp II. nach Lissabon kam⁹; und fünf Legoas von dort erreicht man das Ufer des Flusses, wo man sich zu Aldeia Galega, einem Flecken, nach Lissabon einschiffet. Elf Meilen hat man unaufhörlich in der Heide gemacht und nichts gesehen als Gesträuche, Tannenwälder und einige wenige Felder in der Nähe der kleinen Dörfer. Auf einer Erhöhung, noch eine Legoa von Aldeia Galega, liegt eine Kirche zu *Nossa Senhora Atalaia* (Unserer Lieben Frau zur Warte). Zu dieser Kirche machen die Schwarzen¹⁰ in Lissabon einmal jährlich eine Wallfahrt, wobei es nicht an Zuschauern fehlt, die diesen schwarzen Zug sehen wollen.

Meine Leser werden es, hoffe ich, mit Dank wissen, wenn ich einen Auszug aus einer Abhandlung über die Provinz Alentejo hier einrücke. Ihr Verfasser heißt António Henriques da Silveira, und sie befindet sich im ersten Teil der *Memórias Económicas* der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon¹¹. Sie verrät eine genaue Kenntnis des Landes und verbreitet in einigen Punkten Licht über den Zustand von ganz Portugal, ist aber in einem

7 Wahrscheinlich ist der kleine Ort Portinho da Costa nahe Lissabon gemeint.

8 Santo Isidro de Pegões.

* Siehe Zeiller: *Itinerarium Hispaniae*, Nürnberg 1637, S. 279.

9 Martin Zeiller (1589-1661) war ein deutscher Gelehrter.

10 Link benutzt ursprünglich, wie damals üblich, das Wort Neger. In der vorliegenden Version wird auf den Gebrauch des Wortes verzichtet.

11 Der Artikel heißt *Memória sobre a Agricultura e População da Provincia da Alem-Tejo* (S. 41-122 der genannten *Memórias*).

so pedantischen Stil geschrieben und mit so vielem Geschwätz überladen, dass ein Auszug dadurch noch verdienstlicher wird. Er fängt mit den Vorzügen des Ackerbaus an und dem chinesischen Kaiser, welcher selbst pflügt, vergisst Ancus Marcius¹² und Cincinnatus¹³ nicht, und da vom Menschenmangel die Rede ist, schaltet er eine kurze Geschichte von Portugal ein.

„Die Provinz Alentejo“, sagt er, „ist unter allen Provinzen im Reich am wenigsten bevölkert, denn sie ist beinahe 36 *Legoas* lang und fast ebenso breit, hat aber nur vier *Cidades*, 105 *Vilas*, 358 Kirchspiele und etwa 300 000 Seelen*. Die Städte sind sehr bevölkert und übertreffen an Zahl der Einwohner verhältnismäßig die übrigen Städte des Reichs; doch fehlen Dörfer, welche vorzüglich die Kultur befördern, da in den Städten sich immer eine große Menge müßiger Menschen befindet. Eine Ursache der schlechten Bevölkerung liegt darin, dass diese Provinz beständig zum Kriegsschauplatz zwischen Spanien und Portugal diene. Sie hat ferner eine große Menge von Festungen, unterhält zehn Regimenter Infanterie und vier Kavallerie, welche aus ihr beständig rekrutiert werden; also den vierten Teil von der Landmacht des ganzen Reichs. Alle Ortschaften in der Provinz, die Festungen ausgenommen, haben jetzt weniger Einwohner als im Anfange dieses Jahrhunderts, und in allen sieht man verlassene Häuser. Man sollte die Truppen auch aus anderen Provinzen rekrutieren.“

„Das vorzüglichste Mittel, der Provinz aufzuhelfen, wäre, wenn der König kleine Ortschaften von etwa zwanzig Feuerstellen anlegte oder die Anlage derselben Privatpersonen erlaubte und diesen darüber die Herrschaft zusicherte.“

„Gegen diesen Vorschlag wendet man ein; 1) den Mangel an Wasser. Aber dieser Mangel ist nicht allgemein und wo er sich fände, könnte man Brunnen graben, wie dieses schon an vielen Ortschaften in der Provinz geschieht. 2) Man sagt, der Boden sei zu schlecht. Allein wo der Boden

12 Ancus Marcius (675 v.Chr.-616 v. Chr.) war von 640 v. Chr. bis zu seinem Tod römischer König.

13 Lucius Quinticus Cincinnatus (ca. 519 v. Chr. -430 v. Chr.) war 460 v. Chr. römischer Konsul.

* Genauer ist diese Anzahl nach den zuletzt aufgenommenen Listen 339 355.

Weiden für das Vieh liefert, kann er Korn, wenigstens Roggen, tragen, auch Mais, besonders an den Flüssen. 3) Der Menschenmangel sei zu groß. Die Provinz Minho ist so bevölkert, dass jährlich eine Menge Menschen von dort auswandert und nach anderen Provinzen geht. Wie leicht wäre es, sich dieser Menschen zum Ansiedeln zu bedienen! 4) Die Kultur würde nicht vermehrt werden, wenn man diese Menschen schon auf Gütern anstellen wollte, die schon bebaut sind. Allein wenn man die Güter in kleinere Stücke zerteilt, so wird das Land, weil es den Wohnungen näher ist, besser gedüngt und bebaut, und man würde es nicht zwei Jahre ruhen lassen und in drei Jahren nur einmal besäen, wie jetzt geschieht, sondern man könnte es zwei Jahre hintereinander besäen und dann wiederum ein Jahr ruhen lassen. 5) Niemand, heißt es endlich, würde die Kosten zur Anlage eines Dorfes übernehmen. Es geschieht ja so vieles des Luxus und der Ehre wegen, dass man nicht zweifeln sollte, manche würden etwas anwenden, um den Titel eines Herrn von einem Dorf zu haben. Eine Kompanie Kavallerie zu errichten kostet 8 000 Crusaden (Gulden), wofür der König das Patent eines Capitains gibt; und doch, als auf hohen Befehl fünf Kompanien in Algarvien sollten errichtet werden, meldeten sich dazu nicht weniger als 154 Bewerber.“

„Man baut in Alentejo das Land nicht gehörig. Es gibt dreierlei Boden in dieser Provinz. Fruchtbare, schwarze, feste, fette Erde findet sich in dem roten Tone von Elvas, Campo Maior, Olivença, Fronteira, Estremoz, Beja, Serpa. Leichtere Erde, mit etwas Sand gemengt, macht die Gegend um Évora und Arraiolos aus. Hier würden die schlechteren Abarten von Weizen, Gersten und Roggen sehr gut fortkommen; auch wachsen hier Korkbäume und immergrüne Eichen. Sandiges unfruchtbares Land findet sich in den Heiden von Cantarinho, Ponte de Sor, Montargil, Tancos; Vendas Novas, die mehr als dreißig Leguas im Umfang haben. Sie waren sonst voll Korkbäume; aber man hat die Bäume an die Kohlenbrenner verkauft, die Waldungen verödet, und nur in einiger Entfernung vom Strom sieht man sie noch. Diese Heiden dienen nur zur Weide für die Ziegen, und doch liegt in der Tiefe eine feste Tonschicht, welche man durch Pflügen heraufbringen und dadurch den Boden zum Anbau tüchtig machen könnte. Auch sollte man mehr Tannen pflanzen, nur nicht in der Nähe der Landstraßen,

der Räuber wegen, und sie vor Ziegen hüten. Ferner gibt es sumpfige Gegenden bei Rio Frio, Rilva, Barroco de Alva, die man austrocknen könnte. Ein großer Strich Landes in dieser Provinz ist mit Gesträuch bewachsen, z.B. um Avis usw., welches man alle acht Jahre niederzuschlagen, anzuzünden und auf die Asche Korn zu säen pflegt. Dieses trägt höchstens das achte Korn, darüber verliert man die Jagd, und das Brennen zerstört oft Wälder und Saaten. Es sind zwar Geldstrafen für die Urheber solcher Schäden bestimmt, aber sie sind gewöhnlich zu arm, um sie bezahlen zu können.“

„Die Flüsse im Alentejo sind besonders im Winter sehr reißend und tun vielen Schaden. Man sollte sie mit Bäumen bepflanzen, um sie etwas in ihren Betten zu halten.“

„Die Serra de Ossa ist auf ihrer Südseite sehr fruchtbar, aber fast ganz unkultiviert; auf der Nordseite ganz nackt. Man könnte sie dort mit Kastanien bepflanzen.“

„Die Gemeinheiten¹⁴ in dieser Provinz sind gewöhnlich mit Gesträuch bedeckt. In einigen Gegenden, wo es zum Brotbacken dient, z.B. um Estremoz, wo die Feldbäckerei ist, muss es erhalten werden, auch in anderen Gegenden, die zur Viehweide dienen. Übrigens, wo dieses der Fall ist, sollte man die Gemeinheiten verteilen und verlosen, nur dürfen Reiche und Vornehme nicht mitlosen, weil diese immer die besten Teile bekommen.“

„Die Provinz ist voll von herumstreifenden Bettlern. Am Tag betteln oder stehlen sie; des Nachts bleiben sie in den Hütten der Ackerleute. Bei einer Hochzeit oder Taufe finden sich oft achtzig bis hundert ein, denen die reichen Bauern aus einer überverstandenen Gottesfurcht oder Eitelkeit zu essen geben. Andere, welche diese Torheit einsehen, tun es aus Furcht, damit diese Buben ihnen nicht das Korn anzünden. Daher sind auch diese Landstreicher sehr grob. Die alten, guten Gesetze der Könige Dom João III. und Dom Sebastião¹⁵ gegen die Bettler sollten erneuert werden,

14 Gemeint sind der Gemeinschaft gehörende Felder, Wiesen etc.

* Unter Gesträuch (*mato*) wird hier immer der *Cistus ladaniferus* verstanden.

15 João III. (1502-1557) bestieg den portugiesischen Thron im Jahr 1521 und regierte bis zu seinem Tod. Sebastião (1554-1578) folgte 1557 auf João III. als König von Portugal, regierte aber erst ab 1568 eigenständig.

auch wäre es sehr gut, wenn die, welche mit Heiligenbildern herumgehen, und die Pilger nach Santiago de Compostela eingeschränkt würden*.“

„Der Adel hat zu große Herden von kleinem Vieh, Schafen und Ziegen, und lässt daher die Heiden nicht anbauen; ja er pachtet noch fremdes Land dazu, welches dann ebenfalls nicht bebaut wird. Einige Vornehme, die nicht Weide genug für achtzig Schafe haben, halten über tausend Stück; denn das Land ihrer Nachbarn liefert ihnen Weide für ihr Vieh. Zwar suchten die Gesetze diesen Raub durch geschworene Aufpasser zu verhindern, aber das Mittel ist noch schlimmer; denn diese verstehen sich mit den Übertretern und die armen Nachbarn können gegen die Macht und das Ansehen der Verbrecher nichts ausrichten. Der Adel weiß sich überhaupt auf manche Art den Auflagen zu entziehen, die der Arme bezahlen muss. Im Krieg von 1762 forderte man von manchen Adligen, die viele Karren hatten, gar keine und manchem Bauern, der nur zwei hatte, nahm man alle beide.“

„Der Luxus der Bauern ist ein anderes Hindernis des Aufkommens dieser Provinz. Die Spanier verkaufen uns dünne seidene Zeuge, welche wohlfeil sind, nicht lange dauern und also die Eitelkeit befriedigen, oft ein neues Kleid zu haben. Die Kaufleute von Badajoz setzen jährlich für mehr als 100 000 Crusaden seidene Zeuge im Land ab. Ein Aufwandsgesetz könnte diesem vorbeugen. Auch lassen die Bauern zu oft ihre Söhne studieren oder bestimmen sie dem geistlichen Stande.“

„Die vielen Festtage sind sehr schädlich. Man sollte die Erlaubnis geben, an manchen solchen Tagen nach der Messe zu arbeiten, wie die Bischöfe von Coimbra, Lamego, Portalegre, Porto getan haben, und zwar unentgeltlich.“

„Verschiedenen Güter gehören mehreren Herren *pro indiviso*¹⁶, wovon einer (der *senhorio* oder *posseiro*) das Recht hat, für sich alle Kontrakte abzuschließen, das Gut zu verpachten wie und an wen er will; die übrigen Interessenten (*quinteiros*) erhalten bloß ihren Anteil, der fix oder wandelbar ist¹⁷. Sie sind zum vierten Teil aller notwendigen Ausgaben, nach Maß ihres Anteils, verpflichtet, aber zu keiner, die das Gut bloß verbessern könnte. Diese

* Wohin aber die Königin selbst noch kostbare Geschenke sandte.

16 Ungeteilt.

17 *Senhorio* - Vermieter/Hauswirt; *posseiro* - Teilhaber; *quinteiros* - Gutsverwalter.

Einrichtung ist offenbar schädlich. Es ist eine alte Gewohnheit, in schlechten Jahren dem Bauern etwas von seinen Abgaben zu erlassen; aber bei dieser Einrichtung geschieht es nicht, weil die Interessenten zwar an allem Nutzen, nie aber am Schaden teilnehmen wollen. Daher rührt es, dass solche Güter meistens mit Gesträuch bewachsen bleiben. Im Jahr 1773 wurde die ganze Einrichtung abgeschafft; aber 1777 hob man dieses Gesetz, der Missbräuche wegen, wiederum auf. Es wäre ein Gesetz nötig und nützlich, wonach die übrigen Interessenten durch eine bestimmte Summe oder jährliche Rente auf einmal abgefunden würden.“

So redete dieser vortreffliche, dreiste Mann. Man erlaube mir hier noch einige Zusätze. Manche Gegenden im Alentejo sind zum Kornbau ungeschickt, wie die Heiden am Tagus, welche aus einem tiefen feinen Sand bestehen. Der Verfasser rät zwar die Tonlage, welche sich unten befindet, hinauf zu pflügen, aber ich zweifle sehr an einem guten Erfolg, da der Ton sehr eisenschüssig und fest ist. Es bleibt also nichts übrig, als sie mit Korkbäumen, Seetannen und Pinien zu bepflanzen, wodurch sie sehr nützlich werden könnten. Überdies sind die Heiden zur Bienenzucht so geschickt, dass Portugal das Ausland mit Wachs und Honig versehen könnte. Man vernachlässigt diesen Nahrungszeit, weil die Bienen den Weintrauben schaden. Es gibt ferner Hügel mit dem Ladanstrauch bedeckt, die keiner Kultur fähig sind; indem der Boden zu wenig Dammerde hat und nur aus einem sehr groben Sand besteht. Die Bienenzucht wäre hier gleichfalls vorteilhaft, so wie bei einer größeren Bevölkerung die Kultur der Kermeseiche, sowohl des Kermes¹⁸ als auch der süßen Früchte wegen. Hingegen eine Menge Land mit dem Ladanstrauch bedeckt, in dem Corregimento von Ourique, zwischen Mértola und Serpa, und an anderen Stellen, zeigt deutlich, dass es bei gehöriger Kultur Korn tragen könnte, und in diesem Fall sind des Verfassers Vorschläge in Erwägung zu ziehen. Aber er vergisst zwei Umstände. Solange noch Klöster das Land durch Abgaben drücken und aussaugen, ist an keine Rettung zu denken. Das wissen auch alle Portugiesen sehr gut, sagen es auch oft in Gesellschaften, wagen aber doch nie, es drucken zu lassen. Pombals aufstrebender Geist wurde nur zu sehr von kleinen Leidenschaften regiert, sonst hätte er seinen Krieg gegen die Geist-

18 Frucht (Eichel) der Kermeseiche.

lichkeit heftiger, gegen den Adel menschlicher geführt. Ein anderer Umstand sind die Wege. In vielen Gegenden des Alentejo, um das Campo de Ourique, sind durchaus keine Fahrwege, und wo man solche hat, sind sie äußerst elend. Die wenigen Stellen um Beja und gegen die Serra de Monchique, wo man voll Verwunderung plötzlich Chausseen sieht, sind so klein, dass sie kaum eine Erwähnung verdienen. Der Prinz von Brasilien, als er zur Unterredung mit dem König von Spanien in Elvas war, ertrug geduldig das Stoßen auf der schlechten Heerstraße nach Spanien, statt das für seinen königlichen Schwiegervater¹⁹ ein königlicher Weg gebaut wurde. Der höhere Alentejo würde viel mehr Korn absetzen und folglich auch ziehen, wenn Wege zum Transport da wären. Der Graf von Óbidos beklagte sich sehr gegen uns, dass es seinen Produkten aus Mangel an Wegen (sein Gut war nur sieben Leguas vom Fluss) an Absatz fehlte und die Gefahr des Auslaufens aus dem Hafen von Setúbal und des Einlaufens in den Tagus zu groß sei. Es müsste notwendig die Heerstraße nach Spanien gemacht werden; es müsste eine andere nach Beja und Mértola gehen, von welcher die Straßen nach Setúbal und über das Campo de Ourique nach Monchique und Algarvien Zweige sein könnten. In der Heide liegt die Serra da Arrábida, welche einen Überfluss an Steinen liefern könnte; ein Vorzug, dessen die Heiden mancher Länder entbehren müssen.

Man ist in ganz Portugal sonst vor Räubern außerordentlich sicher; nur ein Teil des Alentejo, besonders an der spanischen Grenze, und vorzüglich die Heerstraße nach Spanien stehen deswegen in einem üblen Ruf. Doch ist die Gefahr noch lange nicht so groß als in vielen Gegenden von Spanien.

XV.

Lissabon. Beschreibung der Stadt

Der Anblick von Lissabon, wenn man über den Fluss, etwa von Aldeia Galega oder Moita oder Cacilhas, kommt, ist außerordentlich schön. Ich kenne keine große Stadt, die sich in einer solchen Majestät zeigte. Die große Wasserfläche, ein Strom, der an manchen Stellen über zwei deutsche

¹⁹ João VI. war mit Carlota Joaquina (1775-1830), der Tochter des spanischen Königs Carlos IV. (1748-1819, König von 1788-1808), verheiratet.

Meilen breit ist, die Menge von Schiffen, die große in einem Amphitheater auf Hügeln dicht am Fluss verbreitete Stadt mit einer Menge von Kirchen, die bebauten Höhen mit Landhäusern, Klöstern, Kirchen, Gärten und Ölbäumen bedeckt – gewiss eine ungewöhnliche Verbindung seltener Schönheiten. In einer größeren Entfernung, wo man die Stadt kaum unterscheidet, weil das ganze Ufer des Flusses eine Stadt ist, macht in der Ferne das majestätische, zackige felsige Gebirge von Sintra den Hintergrund dieses Gemäldes aus, nachdem schon die hohe Serra da Arrábida auf der Südseite des Flusses mitten in den Heiden überrascht hat. So wie man sich nähert, unterscheidet man endlich die Stadt, welche die Hügel bis an die Gipfel einnimmt; man entdeckt den schönen Kommerzplatz¹, die neuen Gassen, das Arsenal, die Kornhalle; man sieht, wie gegen die Mündung der Strom sich verengt und zwischen Hügeln, die hier auch auf der sonst flachen Südseite aufsteigen, von den größeren Schiffen bedeckt in das Meer sich ergießt; Man bewundert diese Hügel auf der Nordseite mit Belém, mit Ajuda und seiner glänzenden Kirche, mit dem königlichen Tiergarten, und auf der Südseite mit dem Flecken Almada geschmückt, dessen Kirche auf der Spitze des ersten Gipfels liegt. Kann man es den Portugiesen verdenken, wenn sie, bei einer Spazierfahrt auf dem Fluss, Lissabon für die schönste Stadt der Welt halten? Sehr richtig sagt in dieser Rücksicht das Sprichwort: *Quem não tem visto Lisboa, não tem visto coisa boa*. Wer nicht Lissabon gesehen hat, hat nichts Schönes gesehen. Denn solch eine Ansicht gibt es sonst nicht.

Lissabon liegt nach den neuesten Beobachtungen^{*2} unter 38° 42' 58" 5''' nördliche Breite und unter 11° 29' 15" westliche Länge von Paris; hat also in Rücksicht der Breite ungefähr dieselbe Lage als Messina in Sizilien. Die Länge wird von den portugiesischen Schriftstellern zu zwei Leguas angegeben, und mir schien auch die Länge von Belém bis an das östliche Ende allerdings eine gute deutsche Meile zu sein. Diese Länge macht es nötig

1 *Praça do Comércio*, auch *Terreiro do Paço* genannt.

* Siehe *Memórias da Academia de Lisboa*, Lisboa 1797, Teil I, S. 305.

2 Link bezieht sich hier auf den Aufsatz *Memória acerca da Latitude e Longitude de Lisboa e exposição das Observações Astronómicas por onde elas se determinarão* von Custódio Villas-Boas in den *Memórias da Academia das Ciências de Lisboa*, S. 305-325.

hinzuzufügen, dass jene Angaben der Breite und Länge für den Kommerzplatz in der Mitte der Stadt gelten. Die Breite ist sehr verschieden, oft gering, zuweilen ganz unbeträchtlich und nur eine Gasse, nie aber viel über eine halbe Legoa. Die Volksmenge lässt sich, so wie überhaupt in Portugal, schwer bestimmen. Man weiß nur die Zahl der Häuser genau und man ist genötigt, darnach die Zahl der Einwohner zu berechnen; denn die Zahl nach den Personen, welche kommuniziert haben, *peçoas de comunhão*, ist sehr unsicher, da mit den Kommunionsscheinen sehr viele Unterschleife³ geschehen. Fragt man in kleineren Städten die Juizes de Fora oder Corregedores, so geben sie eine runde, gewöhnlich zu hohe Zahl an, um mit ihrem Ort oder ihrem Land zu prahlen. Nach der letzten zehnjährigen Zählung fanden sich im Jahr 1790 in den vierzig Kirchspielen von Lissabon 38 102 Feuerstellen (*fogos*), eine Zahl, welche auch Murphy⁴ angibt, wobei er aber erinnern sollte, dass hierunter die Vorstädte von Lissabon, Junqueira und Alcântara, mit begriffen sind, aber nicht die Ortschaften Belém und Campo Grande, welche doch auch, besonders der erste Ort, mit der Stadt zusammenhängen, denn diese gehören zum Gebiet (*termo*) von Lissabon. Dann ist die Zahl von sechs Personen auf ein Haus, welche Murphy annimmt, gewiss zu gering. Rechnet man Belém mit, einen Flecken, der von Junqueira durch nichts getrennt ist, so kann man die Volksmenge bereits auf 300 000, ohne das Militär, rechnen. Von allen Seiten ist Lissabon ganz offen, ohne Mauern und ohne Tore, hat auch gar keine Befestigung, als ein kleines Kastell in der Mitte der Stadt und viele Batterien oder kleine Forts am Strom. Der Boden ist sehr hügelig und den portugiesischen Schriftstellern zufolge muss man sieben Hügel annehmen, damit Lissabon Ähnlichkeiten mit dem alten Rom habe; eine abgeschmackte Einteilung, welche doch die Neueren nachbeten. Ich nehme drei Hügel an und will darnach meine Nachrichten von der Stadt abteilen.⁵

3 Schwindel, Betrügereien.

4 James Cavanah Murphy (1760-1814) war ein irischer Architekt und Autor. 1796 wurde sein Buch *Travels in Portugal through the provinces of Entre Douro e Minho, Estremadura, and Alentejo, in the Years 1789 and 1790* in einer deutschen Übersetzung veröffentlicht (*Reisen durch Portugal in den Jahren 1789 und 1790*).

5 Link korrigiert diese Angabe in Teil 3 (Vierter Abschnitt, Kapitel I).

Der erste Hügel, besser Berg, fängt bei der Brücke von Alcântara als der eigentlichen westlichen Grenze der Stadt Lissabon an und geht bis an die *Rua de São Bento* (Gasse des Heiligen Benedikts). Dieser Hügel ist unstrittig der höchste und wegen seiner gesunden Luft sehr bekannt, daher eine Gasse den sonderbaren spanischen Namen Buenos Aires hat, der im portugiesischen Bons Ares lauten müsste, aber nicht gebräuchlich ist. Am westlichen Ende ist er nur wenig bebaut, weiter gegen Osten aber bis auf seinen Gipfel; auch bildet er gegen Osten einen Absatz, worauf das neue Kloster liegt. An manchen Stellen ist er so steil, dass man nur mit Anstrengung die Gassen hinaufsteigen kann; sogar die untere Gasse an dem Fluss hin hebt und senkt sich beträchtlich. Bei starkem Regenwetter stürzt das Wasser mit so großer Heftigkeit die Gassen hinab, dass diese oft nicht zu passieren sind. Unten an der *Calçada da Estrela* standen bei solchem Wetter gewöhnlich einige Galegen⁶, welche die Fußgänger für eine Kleinigkeit an Geld durchtrugen. Man hat Beispiele, dass in diesen abhängigen Teilen der Stadt Menschen und Pferde herabgeschwemmt und beinahe in den Fluss gestürzt sind. Doch bringen diese Ströme den Vorteil, dass solche Regengüsse den Kot zugleich mit sich führen. Dieser Hügel wurde erst nach dem Erdbeben stärker bebaut, weil in allen diesen höheren Teilen der Stadt die Stöße viel gelinder waren; auch wählen die Fremden dieser Ursache und der reinen Luft wegen vorzüglich hier ihre Wohnungen. Daher sieht man hier und da manche hübschen Häuser zerstreut. Übrigens sind die Gassen unregelmäßig gebaut, schlecht gepflastert, oft schmal und nicht selten voll neuer, aber doch kleiner und elender Häuser. Bis jetzt ist der Hügel noch nicht dicht bebaut; man wundert sich, mitten zwischen den Gebäuden nicht allein große Gärten, sondern sogar auch beträchtliche Kornfelder gewahr zu werden, die, vereinigt mit dem Schmutz und der schlechten Polizei, an eine orientalische Stadt erinnern. Die Königin hat auf diesem Hügel eine neue Kirche nebst einem Nonnenkloster, zur Verehrung des Herzens Jesu, welche sie besonders liebt, erbauen lassen. Man nennt es gewöhnlich das neue Kloster (*o Convento Novo*). Die Kirche ist nett; der schöne weiße, vortreffliche Kalkstein gibt ihr ein geputztes Ansehen, sonst zeugt sie von dem

6 *Galegos* sind Einwanderer aus Galicien. Das Wort diente auch als Bezeichnung für Mitglieder der unteren Klasse.

schlechten Geschmack ihres Baumeisters, der sie mit Zierraten überlud. Nicht weit von diesem Kloster, jenseits eines Platzes, liegt der Kirchhof der Protestanten mit manchen Denkmälern, worunter auch Fieldings⁷ Grab, welcher hier starb, sich befindet. Der Kirchhof ist mit Zypressen und Judasbäumen (*Cercis siliquastrum*) bepflanzt; eine Verbindung, die in ähnlichen Fällen im südlichen Europa gewöhnlich und ursprünglich eine orientalische Sitte ist. Im Frühling ist der letzte Baum mit roten Wickenblumen wie übergossen und wird durch das dunkle Laub der Zypresse schön gehoben. In dieser Gegend hebt auch hier und da die stolze Dattelpalme (*Phoenix dactylifera*) ihre Krone über die Häuser hoch empor. Nicht weit davon kommt man, so wie man die Häuser verlässt, auf eine angenehme Ebene, das Campo de Ourique, die durch tiefe Täler von den benachbarten Hügeln getrennt ist und damals zum Exerzierplatz eines Emigranten-Regiments, welches hier seine schöne Kaserne hat (zuerst war dort das Regiment Dillon, nachher von Montemar), diente und auch den Spaziergang der unteren und mittleren Volksklasse ausmacht.

7 Henry Fielding (1707-1754), englischer Jurist und Autor, ist in Lissabon gestorben.